
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Mai 5/2006

Aus dem Inhalt

Klaus Pfeffer „Es gibt nichts Größeres, als dass ein Mensch ein Segen für andere ist“	129
Bernd Lutz Pastoral auf der Straße und Katechese auf dem Müllcontainer	131
Klaus Bußmann Marktpastoral	136
Petro Müller „Auf, mir nach! ...“	138
Daniela Engelhard Pilgern ein Obdach bieten	144
Gunda Werner Der XX. Weltjugendtag 2005	150
Leserbrief	156
Literaturdienst: Johannes Schneider OFM: Kirschen im Winter Andreas Kampmann-Grünwald: Solidarität oder „Sozialkitt“?	158

G 3212 E

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrer Klaus Pfeffer, Charlottenhofstr. 61 (Jugendhaus St. Altfrid), 45219 Essen | Pfr. Dr. Bernd Lutz, An St. Adelheid 5, 51109 Köln (Neubrück) | Pfr. Klaus Bußmann, An St. Adelheid 5, 51109 Köln (Neubrück) | Pfr. Dr. Petro Müller, Hauptstr. 11, 97839 Esselbach | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 40213 Osnabrück | Dr. Gunda Werner, Thumbstr. 2, 51103 Köln

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Domkapitular Dr. Stefan Dybowski, Wundt-Straße 48–50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Medien GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Klaus Pfeffer

„Es gibt nichts Größeres, als dass ein Mensch ein Segen für andere ist“

Im „Wonnemonat“ Mai soll von einer Liebesgeschichte die Rede sein, deren geistliche und theologische Bedeutung offenbar wurde, als sie schon knapp 50 Jahre vergangen war. Im Jahre 1992 erschienen die Liebesbriefe, die Dietrich Bonhoeffer und seine Verlobte Maria von Wedemeyer zwischen 1943 und 1945 einander geschrieben hatten. Ein halbes Jahrhundert waren sie unter Verschluss: Maria, die den Krieg überlebt hatte, bewahrte sie als ein kostbares Lebensgeheimnis und ordnete an, sie erst viele Jahre nach ihrem Tod der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Lektüre lässt die Gründe erahnen: Die Briefe offenbaren eine außergewöhnliche Nähe und einen atemberaubenden Tiefgang zwischen zwei Menschen, die Hochachtung – und Distanz – verdienen.

Es war eine außergewöhnliche Liebesgeschichte: Bonhoeffer war 36 Jahre alt, ein hochgebildeter Theologe, angesehen in der internationalen Ökumene, erprobt im Kirchenkampf – und zu diesem Zeitpunkt intensiv eingebunden in der konspirativen Arbeit für den Widerstand gegen das Hitler-Regime. Das Sich-Einlassen in eine Liebesbeziehung hatte er bis dahin für unmöglich gehalten. „Die Arbeit für die Kirche nahm mich völlig in Besitz“, schreibt er rückblickend und war überzeugt, „ganz auf die Ehe verzichten zu müssen und zu sollen.“ Aber dann trifft er in einer befreundeten pommerschen Adelsfamilie auf die fast 20 Jahre jüngere Maria. Die beiden sagen Ja zueinander – und nur wenig später wird Bonhoeffer verhaftet. So entwickelt sich eine Beziehung von anrührender Tragik.

Die Liebe der beiden findet fast nur in Briefen ihren Ausdruck – abgesehen von weni-

gen Begegnungen im Tegeler Gefängnis. Und dennoch erweckt diese sehnsuchtsvolle Liebe eine Hoffnungs- und Lebenskraft, die beeindruckend ist – und zwei Menschen grundlegend verändert. Die Bonhoeffer-Forscherin Renate Wind entdeckt in einem der letzten Fotos von Dietrich Bonhoeffer aus dem Jahre 1944 „einen Mann, der anders aussieht als der Dietrich Bonhoeffer aus den Jahren davor“. Und sie sieht einen Zusammenhang zwischen dieser Liebe und der lebens- und weltzugewandten Theologie Bonhoeffers während der Haftjahre, mit der er in der Nachkriegszeit berühmt wurde und bis heute viele Christen prägt.

Bonhoeffer selbst deutet in einem Brief an Maria an, was ihn verändert: „Du schreibst glücklicherweise keine Bücher, sondern tust, weißt, erfährst, erfüllst mit dem wirklichen Leben das, wovon ich nur geträumt habe“, bekennt er und gesteht ein, erst in der Liebe zu ihr „das Ganze, Ungeteilte“ gefunden zu haben, wonach er immer gesucht habe. „Das Ganze, Ungeteilte“: Bonhoeffer begreift, dass erst in der ganzen Fülle des Lebens, in der Erfahrung all seiner Facetten auch die ganze Fülle Gottes zu finden ist. Seinem Freund Eberhard Bethge schreibt er aus der Haft in einer Art Lebensbilanz, dass man nur „in der völligen Diesseitigkeit“ lernen könne, was Glauben bedeutet. Zeitlebens war ihm wichtig, eine Theologie und einen Glauben zu entwickeln, die der Welt und dem Leben zugewandt sind – vollends verstanden hat er das wohl erst in seinen letzten Jahren, als das höchste Glück – die Liebe – und die höchste Not – die Todesangst in der Haft – zusammen trafen.

Das wirklich Wichtige im Leben sind die Beziehungen, hat Bonhoeffer einmal formuliert. Sie sind für ihn untrennbar mit Gott verbunden – jedenfalls hat er selbst erfahren, wie wesentlich sie sind für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und für die Entwicklung des eigenen Glaubens. Die Menschen, die einem nahe stehen, und die mit ihnen verbundenen Erfahrungen ermutigen, stärken, geben Lebenssinn und machen das Leben erst wirklich rund und ganz.

Bonhoeffer erlebt das in den Jahren der Haft. Und so sind es die menschlichen Beziehungen, die die Erfahrung möglich machen, sich „von guten Mächten wunderbar geborgen“ zu wissen. Das gleichlautende berühmte Bonhoeffer-Gedicht hat er mit einem Begleitbrief an Maria geschickt, aus dem dieser Zusammenhang deutlich wird. Er betont darin, dass er sich in der inzwischen schärfer gewordenen Einzelhaft nicht einsam fühlt, weil er um die Menschen weiß, die sich ihm nahe fühlen und mit denen er kostbare Erinnerungen verbindet.

Bonhoeffers Liebesbriefe – und ebenso seine Freundschaftsbriefe – zeigen, dass zur Erfahrung Gottes ganz wesentlich Menschen beitragen, denen ich nahe komme und die ich umgekehrt auch nahe an mich heranlasse. Die göttlichen „guten Mächte“ sind nicht erfahrbare ohne menschliche Beziehungen. „Es gibt nichts Größeres, als dass ein Mensch ein Segen für andere ist“, schreibt Bonhoeffer in einem seiner Liebesbriefe und erklärt zugleich, was solcher „Segen“ für ihn bedeutet – und was er sich für seine erhoffte Ehe wünscht: „Sichtbare, spürbare, wirksam werdende Nähe Gottes“.

Liebe Leserinnen und Leser,

pastorale Überlegungen und Anregungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln bietet diese Ausgabe des Pastoralblatts.

Prof. Dr. Bernd Lutz, Professor für Pastoraltheologie an der Hochschule der Steyler Missionare in Sankt Augustin, Dozent am Priesterseminar und Subsidiar in Köln-Neubrück, berichtet von seinen Begegnungen mit kirchenfernen Jugendlichen an wenig typischen Orten zu wenig typischen Zeiten „üblicher“ Pastoral. Seine Erfahrungen ermutigen zu einer „Geh-hin“-Kirche und konkretisieren, was Teil einer missionarischen Pastoral sein könnte.

Ihm sekundiert der Pfarrer des zugehörigen Seelsorgebereichs, **Dechant Klaus Bußmann**, mit einem Bericht über seine feste „Dienstzeit“ auf dem Markt des Ortes im Sinne der Areopag-Seelsorge.

Von der Frage her, woher heute Berufungen kommen sollen, und zwar im Sinne der Berufung aller als Basis jeder besonderen Berufung, entwirft **Dr. Petro Müller**, Pfarrer in Esselbach und Lehrbeauftragter für Dogmatik an der Uni Würzburg, auf biblischem Hintergrund pastorale Leitlinien.

Steht er für eine Pastoral der Lebensräume, legt **Dr. Daniela Engelhard**, Leiterin der HA Seelsorge im Ordinariat Osnabrück, den Akzent stärker auf eine „Pastoral der Zwischenräume“. Ihre Inspirationsquelle sind französische Untersuchungen und Erfahrungen.

Den Weltjugendtag als Impulsgeber für die Pastoral unter den Gesichtspunkten Event und Vernetzung nimmt **Dr. Gunda Werner** von der Abteilung Bildung der Missionszentrale der Franziskaner in Bonn in den Blick.

Anregungen und Diskussionsstoff genug für einen Monat. Bis zum nächsten Mal grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Pastoral auf der Straße und Katechese auf dem Müllcontainer

Erfahrungen zum „Missionarisch-Kirche-Sein“ in Deutschland

Viel ist in letzter Zeit vom „Missionarisch-Kirche-Sein“ in Deutschland die Rede.¹ Dass dazu neben der „Sendung nach außen“ auch die „Sammlung nach innen“ gehört, um „Auskunfts-fähigkeit und Sprachfähigkeit im Glauben“ zu stärken (evtl. sogar erst zu schaffen), haben die deutschen Bischöfe in ihrem Schreiben zur „Katechese in veränderter Zeit“ nachdrücklich hervorgehoben.² Wenn dabei die Katechese nicht im kirchlichen Binnenraum stecken bleiben soll, bestimmen auch „die da draußen“ die Anforderung an die Sprachfähigkeit der „Kirchlichen“. Dem gerecht zu werden, ist schon bei der Sakramenten-katechese schwer genug, obwohl hier noch ein auf die Kirche bezogenes Interesse – zumindest im Sinne der „biografischen Ritendiakonie“ – vorliegt.³ Ungleich schwieriger wird es, wenn die biographischen Interessen nicht (mehr) mit Kirche in Verbindung gebracht werden. Wie werden Menschen dann erfahren, dass der christliche Glaube auch für sie attraktiv ist?

Dies deutlich zu machen, ist – aus der Perspektive insbesondere von Jugendlichen und jungen Erwachsenen – „Bringschuld“ der Kirche. Denn umworben sind sie genug und werden deshalb von sich kaum auf die Kirche zugehen. Dass die Kirche auch am Kontakt mit den jungen Menschen außerhalb interessiert ist, steht außer Frage. Doch hat sie auch die Möglichkeit dazu oder ist hier die Grenze des „Missionarisch-Kirche-Seins“ erreicht?

Diese Frage muss gestellt werden, weil die vielfältigen Umstrukturierungen kaum mehr Ressourcen für eine solche „Geh-hin-Kirche“ (Kardinal J. Höffner) zu lassen scheinen. Das aber würde bedeuten: Es geht nur noch oder doch wesentlich um die „Sammlung nach innen“, und die Kirche versteht sich primär binnenorientiert und reduziert ihr missionarisches Handeln selbstgenügsam auf die „kleine Herde“. Es ist nämlich nicht damit zu rechnen, dass die sinkende Zahl der Mitglieder die Zeugnisfähigkeit nach außen stärkt. Denn „wenn die Kirche schrumpft, schrumpft sie sich keinesfalls gesund“, wie das Beispiel der evangelischen Kirche zeigt: Obwohl dort in der Zeit zwischen 1972–2002 die Mitgliederzahl um fünf Millionen abgenommen hat, ist „der Prozentsatz derjenigen, die ihrer Kirche sehr, etwas oder kaum verbunden sind, nahezu unverändert geblieben“.⁴ Nichts spricht dafür, dass dies in der katholischen Kirche anders ist. Die eigentliche Herausforderung für ein „Missionarisch-Kirche-Sein“ besteht demnach in einer aufsuchenden Pastoral trotz schwindender personeller Ressourcen, denn eine missionarische Pastoral ist in höchstem Maße personal und personintensiv.

Um aufzuzeigen, wie Chancen und Facettenreich, aber auch wie herausfordernd dies ist, möchte ich im Folgenden einige Begegnungen schildern, die mich bei meinen Überlegungen für eine zukunftsfähige Pastoral und Katechese nicht mehr loslassen. Ich verstehe sie als gnadenvolle Kairos der Glaubenskommunikation heute. In vielen Gesprächen durfte ich erleben, dass meine Erlebnisse auch nach innen ermutigend wirken, zugleich aber auch nachdenklich machen. Ich bin überzeugt, dass andere ähnliche Erfahrungen einer aufsuchenden Pastoral gemacht haben und würde mich freuen, wenn wir darüber in einen Austausch miteinander kommen und/oder Sie ggf. selbst einen Artikel für das Pastoralblatt schreiben. Solche Erfahrungen miteinander zu teilen, ist auch Teil der Sammlung nach Innen, der stärkend für die Sendung nach außen wirkt.

Es fängt schon ungewöhnlich an

In Neubrück, einem in den 1960er/70er Jahren entstandenen Stadtteil Kölns, gibt es verschiedene Cliques von Jugendlichen und jungen Erwachsenen (einige würden sie wohl „Banden“ nennen), die sich auf dem Platz rund um die Kirche treffen, „mit der Kirche aber nichts zu tun haben“. Einige von ihnen kenne ich, weil ich sie immer wieder bitten, manchmal auch nachhaltig auffordern muss, das Fußballspielen (nicht das Spielen an sich) im frei zugänglichen Innenhof zu unterlassen. Die Schäden hatten einfach überhand genommen.

Der eigentliche Kontakt zu einer der Gruppen ergab sich jedoch durch ein noch weit weniger erfreuliches Ereignis: Zufällig überraschte ich eine Gruppe jüngerer Jugendlicher (einige noch Kinder), als sie mir Kot in den Briefkasten stecken wollten. Als sie mich bemerkten, sind sie weggerannt. Doch einen – den Kleinsten, etwas Dicklichen – konnte ich zur Rede stellen. Kurze Zeit später stand er mit seinem „großen Bruder“ und dessen Freund vor meiner Tür. (Nennen wir sie: Achim und Mark – alle Namen sind frei erfunden). Beide 17 Jahre alt. Ich, nun meinerseits zur Rede gestellt, erkläre die Situation und zu meiner Überraschung gibt mir der „große Bruder“ Recht und schnauzt den kleinen an.

Kurze Zeit später kommt mir Achim mit seinen Freunden entgegen: „Hallo. Wie geht's? – Sie sind doch einer von der Kirche. Da hätte ich mal ne Frage: Wie ist das eigentlich mit dem Sex? Sie dürfen überhaupt nicht? Oder doch? So manchmal? ...“. Und dann läuft die ganze Palette ab. Fragen über Fragen. Nicht nur zum Zölibat. Die eine Frage ist noch nicht beantwortet, schon kommt die nächste. Schlag auf Schlag. Eine Dreiviertelstunde lang. Dann ist plötzlich genug. Man trennt sich. Tschüss.

Vertrauen wächst – und doch ...

Monate später treffe ich Achim und Mark an der Pizzeria. Wieder geht die Fragerei los. Da ich gerade eine Pizza geholt habe, bleiben nur

zwei Möglichkeiten: Gespräch abbrechen oder sie zu mir einladen. Also: einladen. – Sie kommen mit. Wir reden und reden – unter anderem über Kunst – veranlasst durch die Macke-Drucke bei mir im Wohnzimmer. Ich erfahre, dass beide riesige Schwierigkeiten in der Schule haben. „Stress mit den Lehrern“. Verweis. Möglicherweise Entlassung ohne Abschluss. – So wie wir über Malerei gesprochen haben, hätte ich das nie vermutet. Mir bleibt „nur“ sie ins Gebet einzuschließen.

Monate später begegnet mir die ganze Gruppe, als ich durch die Felder jogge. Es ist dunkel. Sie sind auf dem Weg zum Friedhof und wollen dort „ne Geisterbeschwörung machen“, wie sie sagen. Ich rate ab, weil labile Personen Schaden nehmen können. Diskussion.

Sie sind nicht zum Friedhof gegangen, wie ich bei unserem nächsten Treffen erfahre. Das findet wiederum einige Monate später statt, als ich nachts (gegen 22.00 Uhr) aus der Stadt komme und zwei aus der Gruppe (nennen wir sie: Thomas und Mike) auf einem Altpapiercontainer sitzen: „Hi.“ – „Guten Abend. Wie geht's so?“ – „Geht so. Sie sind doch von der Kirche. Glauben sie das eigentlich alles?“ Wieder folgt die ganze Palette an Themen – rauf und runter: Von Gott und der Welt, von Glauben und Nicht-Glauben-können/wollen. Zwischendurch: „Haben Sie Feuer? Rauchen Sie?“ – „Nein, habe ich nicht. Aber ihr könnt doch da vorn bei der Eisdiele fragen.“ – „Bei dem? Auf keinen Fall. Das ist ein Faschist. Der hat uns letztes Mal rausgeschmissen. Der hasst uns“. Ich kenne den Eisverkäufer nicht näher, bin aber trotzdem überrascht. Deshalb entgegne ich spontan: „Kann ich mir nicht vorstellen. Geh trotzdem mal hin. Fragen kostet nichts“. – In dem Moment ist mir erst bewusst geworden, was ich da sage: „Was, wenn das nicht klappt und nur eine Bestätigung der (Vor)Urteile rauskommt – jetzt aber in meinem Beisein.“ – Doch es hat geklappt. Der Verkäufer hat ihm sogar das Feuerzeug geschenkt. – Inzwischen sitze ich längst mit auf dem Container und trinke ein Bier mit.

Das Gespräch dauert bis nach Mitternacht und es endet so überraschend wie es begonnen hat: Plötzlich und für mich aus heiterem Himmel schmeißt Thomas die Bierflasche mit aller Wucht gegen die Wand und rennt weg. Mike will mir die Situation erklären. Doch ich verstehe sie nicht. Nur allmählich wird mir klar: Es hat etwas mit der anderen Clique zu tun, denn sie sind jetzt hinter Thomas her. Bis Mike und ich dazu kommen, haben sie Thomas zu Boden geworfen und ihm die Nase blutig geschlagen. Sie sind zwar jetzt weg, aber damit ist die Sache noch nicht erledigt. „Wir müssen jetzt unsere Freunde holen. Das kann man nicht anders regeln. Das verstehst Du nicht. Du bist echt Klasse, Priester. Aber das ist eine Frage der Ehre“. – Weg sind sie und ich steh da und weiß nicht, was ich machen soll: Polizei rufen? Dann habe ich meinen Kredit bei ihnen verspielt. Nichts tun und warten? Hinterhergehen und weiter auf sie einreden? Doch sie sind längst weg. Und ich bin froh, dass – Gott sei dank – in dieser Nacht nichts weiter passiert ist.

„und dann ist alles weg?“

Monate später treffe ich vier von der anderen Clique. Es ist wieder 22.00 Uhr und ich komme aus der Stadt. Es ist Freitagabend. Die jungen Männer (um die 20 Jahre alt) stehen beieinander und unterhalten sich. An diesem Abend ergibt sich beginnend mit der Floskel „Nichts los heute, dass ihr hier so rumsteht?“ – „Ne, nicht wirklich“ ein Gespräch. Ein Wort ergibt das andere. Wir sprechen über Autos und Volleyball, von Mädchen, über Geld und Preise. Nichts Kirchliches dieses Mal. Doch dann fragt einer völlig unvermittelt: „Es gibt doch – wie heißt das – ... die Beichte – richtig?“ – „Ja“ – „Wie ist das: Wenn man das macht, dann ist alles weg? Ja?“ – „Ja, wenn Du es wirklich ändern willst“ – „Na ja, nicht alles“ – „Okay, so oder so müssen wir darüber reden – allein“. – „Und wann?“ – „Wenn Du willst, jetzt“ – „Ne, jetzt ist zu spät“ – „Dann samstags. Jeden Samstag ist in der Kirche Beichtgelegenheit.“ – „Und dann bist Du da?“ – „Manchmal, nicht immer. Nur wenn ich anschließend die Messe feiere.“ – „Ah. Und wie

weiß ich das?“ – „Schwierig. Du kannst das auf dem Plan sehen oder Du rufst mich an. Du kannst mich aber auch anrufen und wir verabreden uns so mal zur Beichte“. Als ich meine Visitenkarte raushole und ihm gebe, kommt von zwei anderen: „Kann ich auch eine haben?“

Sie haben sich bisher nicht gemeldet. Das ist auch kaum zu erwarten. Denn so drängend ist ihnen die „Sache“ auch wieder nicht. Es kommt ihnen möglicherweise wieder ins Bewusstsein, wenn sie mich das nächste Mal sehen. Doch die Begegnung zeigt, dass da etwas ist, was ausgesprochen werden sollte und Vergebung braucht. Beichte könnte einmal so wichtig werden, dass einer von ihnen den Schritt wagt. Ich hoffe, sie wissen jetzt, dass das geht.

Dass es ein solch tiefgründiges Bedürfnis gibt, bestätigt auch Marc: Ihn treffe ich einige Wochen später mit Mike auf einer Bank an der Kirche. Es ist wieder ca. 22.00 Uhr. Wir kommen ins Gespräch: Ich weiß schon, dass Marc Probleme mit der Justiz hat. Möglicherweise muss er bald für sechs Wochen in den „Knast“, sagt er jetzt. Wenn dem so ist, will er vorher beichten. „Das geht doch – oder?“ – „Klar. Aber wieso nur, wenn Du in den Bau musst? Ich denke wir sollten in jedem Fall reden“. – „Ja. Hast Recht. – Und Du darfst dann wirklich niemandem etwas sagen. Richtig?“ – „Ja“ – „Auch nicht den Bullen?“ – „Nein, niemandem und nie.“ – „Wirklich nie? Selbst nicht wenn's um Mord geht?“ – „Nie.“ – „Aber wenn es um Missbrauch geht oder so. Wo immer wieder was passiert.“ – „Nein, nie. Das ist dann zwar schwer auszuhalten, aber: Nie.“ – „Das find ich dann nicht gut. In so einem Fall solltest Du was sagen dürfen. Aber ich find gut, dass Du nie einem was sagen wirst. – Sag mal, wie geht das dann eigentlich mit dem Beichten?“ – „Hast Du schon mal gebeichtet?“ – „Ne.“ – „Aber du bist katholisch“ – „Nein“ – „Okay. So oder so. Wir sollten reden. Und den Segen Gottes kann ich dir auf jeden Fall geben.“ – „Geht das auch jetzt? Den Segen, meine ich.“ – „Ja klar.“ – „Dann jetzt.“, und er steht auf und kniet sich vor mich hin: „Jetzt!“.

Also jetzt. Ich stehe auf, lege ihm die Hände auf, formuliere ein Segensgebet und segne ihn – und seinen Freund dann auch. Wie Marc mir später sagt, hatte er an diesem Abend ziemlich viel getrunken. Was ich nicht bemerkt habe. Doch zurückgenommen hat er nichts.

„der kennt uns“

Noch eines ist an diesem Abend passiert: Im Verlauf des Gesprächs fragt Mike, woher ich sie eigentlich kenne. Daraufhin habe ich die verschiedenen Begegnungen genannt, an die ich mich gut erinnere, weil sie für mich ungewöhnlich sind. Als Marc mir dann erzählt, dass Achim Vater wird und ich entgegne, dass ich das schon weiß, platzt es aus Mike heraus: „Du, der kennt uns. Der weiß alles von uns“. Doch das ist nicht angstvoll gemeint. Zu meiner Verwunderung schwingt viel mehr die Überraschung und zugleich die tiefe Befriedigung mit, dass sie so wichtig sind, dass ich mich an die Gespräche erinnere. Das Ganze gipfelt in der Frage von Mike: „Wie heißt Du eigentlich?“. Und bevor ich antworten kann, fährt Marc dazwischen und sagt: „Das ist doch nicht wichtig. Das ist unser Priester“. Er dreht damit jene Redewendung um, die ich schon lange für sie verwende: „Meine Jungs vom Platz“.

Inzwischen war es kurz nach Mitternacht. Doch ins Bett bin ich noch nicht gekommen, denn auf der anderen Seite der Kirche saß die andere Clique, und weil ich nicht einfach an ihnen vorbeigehen wollte, bin ich auch zu ihnen gegangen. „Noch so spät unterwegs?“ – „Ja ich hab mich eben mit den anderen unterhalten“. Daraus entwickelt sich ein Gespräch über die Cliquen. Sie halten die anderen für Abschaum, und ich weiß, dass sie von denen für arrogant gehalten werden. Ziemlich bald allerdings schwenkt das Thema zum Verhältnis der Religionen untereinander um, denn zu dieser Gruppe gehört auch ein Moslem.

Mitten in das Gespräch hinein kommt die Frage von Mirco: „Wie ist das eigentlich? Meine Freundin bekommt bald ein Kind. Unser Kind. Das soll getauft werden? Können Sie das

machen?“ – „Ja klar. Aber darüber sollten wir mal in Ruhe reden?“ – „Aber das geht?“ – „Ja. Aber warum willst du euer Kind eigentlich taufen lassen? Ich hab Dich noch nie in der Kirche gesehen“. – „Ne. Ich bin doch evangelisch“. – „Aha, und Deine Freundin?“ – „Irgend so was Russisches.“ – „Russischorthodox?“ – „Kann sein – irgend so was.“ – „Hast Du schon mal mit ihr darüber gesprochen? Ich denke, euer Kind sollte dann entweder evangelisch oder orthodox getauft werden.“ – „Ne, auf keinen Fall. Evangelisch nicht, weil ich mich über die geärgert hab. Die können mir gestohlen bleiben. Und russisch schon gar nicht. Keine Chance! Du bist doch katholisch? – Also! Und überhaupt wollen wir dann auch heiraten. Geht das zusammen?“ – „Ja auch das geht. Aber Du solltest erst einmal mit Deiner Freundin in Ruhe darüber sprechen, wenn das Kind da ist. Jetzt ist sicher sowieso viel zu viel los. Und dann reden auch wir noch mal drüber.“ – „Aber Du machst das?“ – „Das ist nicht ganz so einfach. Denn einer von Euch müsste schon katholisch sein. Aber auch das kann man regeln. Nur – wir müssen darüber reden und dann sehen wir weiter“. Auch ihm habe ich meine Visitenkarte gegeben. Doch bis jetzt hat er noch nicht angerufen und getroffen habe ich ihn seither auch nicht mehr. Jedenfalls wissen sie, dass wir reden können und sollten.

Persönlicher Kontakt vor Ort und gelegentlich ein Gespräch

Das sind zwar nur einige der Begegnungen, die ich in den zurückliegenden Jahren mit „meinen Jungs vom Platz“ hatte. Meistens grüßen wir uns nur. Manchmal scheinen sie mich auch nicht kennen zu wollen. Das hängt wohl davon ab, mit wem sie zusammen sind. In manchen Kreisen ist es eben „uncool“, einen von der Kirche zu kennen. Lediglich zwei oder dreimal im Jahr kommt es zu solchen längeren Gesprächen mit Tiefgang und sie finden meistens nach 22.00 Uhr statt, wenn ich zufällig vorbeikommen und sie nichts Besseres zu tun haben.

Ich habe oft überlegt, ob man diese Kontakte durch eine Art „pastorales Streetworking“ insti-

tionalisieren könnte. Doch ich vermute, dass dies nicht geht: 1.) weil die Jugendlichen nur sehr unregelmäßig anzutreffen sind und 2.) weil die Gespräch von der Zufälligkeit und Absichtslosigkeit leben. Man sieht sich öfter und spricht gelegentlich miteinander. Jede Institutionalisierung käme vermutlich einem Gesprächsabbruch gleich, zumindest aber würde sie die Kontakte nachhaltig verändern.

Deshalb geht es hier auch nicht um systematische Katechesen (im Sinne der Sakramentekatechese), sondern um Glaubenskommunikation bei Gelegenheit. Allzu viel Nähe und Verbindlichkeit ist nicht gewollt, wengleich die personale Wertschätzung, die sich in der Ansprechbarkeit und dem Erinnern der Begegnungen ausdrückt, geschätzt und gesucht wird. Der persönliche Kontakt ist entscheidend. Konfessionelle Grenzen spielen keine Rolle. Der Weltjugendtag war deshalb zwar auch für „meine Jungs vom Platz“ ein Ereignis und er hat bei einigen das Image von Kirche etwas aufgejüngt. Doch teilgenommen hat keiner von ihnen und er ist heute kein Thema mehr.

Die Nicht-Institutionalisierbarkeit dieser Kontakte ist für alle in der Pastoral Tätigen zunächst einmal eine Entlastung, denn niemand braucht sich noch einen Termin aufzuhalsen. Doch eine solche Art missionarischer Kontaktnahme ist insofern höchst anspruchsvoll, als der Kontakt gesucht und die unkalkulierbare Chance ergriffen werden muss – auch zu ungewöhnlichen Zeiten.

Dies muss nicht notwendig durch Hauptamtliche oder gar ausschließlich durch Priester geschehen, auch wenn die Aufmerksamkeit, dass sich einer von der Kirche oder gar ein Priester für sie interessiert, den Jugendlichen und jungen Erwachsenen bemerkenswert und wichtig ist. Doch ihre Bereitschaft zur Kontaktnahme geht nicht vom Amtsbonus aus, wengleich das Amt dem auch nicht mehr (wie noch in den 1970er/80er Jahren) im Weg steht. Das Vertrauen muss durch die persönliche Begegnung erworben werden. Dann erst wird das Amt bedeutsamkeitssteigernd wichtig.

Damit ist auch deutlich: Die Kommunikation muss von unserer Seite gesucht werden. Eine rein institutionelle Präsenz (z. B. durch Kirchengebäude oder Pfarrbüro in jedem Ortsteil) reicht für die Kontaktnahme nicht mehr. Sie geht auch über die institutionalisierten Formen der City – oder Passantenpastoral hinaus, weil sie von der personalkommunikativen Präsenz lebt. Die aber muss am Wohnort gegeben sein, denn dort ermöglicht sie den gelegentlichen Gesprächskontakt. Mehr ist nicht gewollt. „Meine Jungs vom Platz“ werden nicht in ein „geistliches Zentrum“ gehen. Sie sind für kirchliche Dinge auch nicht ansprechbar, wenn sie mit ihren Freundinnen in der Stadt unterwegs sind. Unsere Kommunikation mit ihnen kommt dann zustande, wenn sie nichts Besseres zu tun haben. Die geschilderten Begegnungen zeigen, dass dies jedoch nichts über die Bedeutung und Qualität der dahinter stehenden Anliegen (Sorgen und Nöte) aussagt. Die jungen Leute wollen nur zur für sie richtigen Zeit am für sie richtigen Ort angesprochen werden. Diesen Kairos aber gibt es und er ist gottgeschenkt, und sei es auf dem Müllcontainer.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. z.B.: Die deutschen Bischöfe/Pastoralkommission: „Zeit zur Aussaat“. Missionarisch Kirche sein. (Die deutschen Bischöfe 68), Bonn 2000.
- ² Die deutschen Bischöfe: Katechese in veränderter Zeit. (Die deutschen Bischöfe 75), Bonn 2004, 13.
- ³ Die deutschen Bischöfe: Katechese 12.
- ⁴ Zitate aus Matthias Pesch: Verlust von einem Drittel beklagt. Oberkirchenrat Schloz sprach beim Jahresempfang des Stadtkirchenverbandes. In: Kölner Stadt-Anzeiger, Nr. 281, (1.12.2004), 27.
- ⁵ Ich mache grundsätzlich nie eine Zusage für eine Sakramentspendung. Dafür sind die Sakramente zu wichtig und zu viel kann dazwischen liegen (vgl. B. Lutz: Säuglingstaufe oder Segensfeiern – lässt sich das überzeugend vermitteln?, in: LKat 24 (2002) 51–54.

Klaus Bußmann

Marktpastoral

Seit 29 Jahren bin ich Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Adelheid im rechtsrheinischen Köln, näherhin in Köln-Neubrück. Es ist ein Stadtteil, der Mitte der 60er Jahre geplant und aufgebaut wurde. In diesem Stadtteil ist im Zentrum der große Platz „An St. Adelheid“. Wie der Name sagt, befindet er sich unmittelbar neben der im Zentrum gelegenen katholischen Pfarrkirche St. Adelheid. Umgeben ist dieser Platz außerdem von einer Reihe von Geschäften.

An jedem Donnerstagvormittag findet – wie in anderen Stadtteilen Kölns auch – ein Wochenmarkt auf dem großen Platz neben der Kirche statt. An diesem Donnerstag feiern wir um 9.00 Uhr eine Messfeier, die von einem Kreis von Frauen aus der Gemeinde gestaltet wird. Vor dem Einkauf kommen viele der Frauen hier zum Gottesdienst. Anschließend wird auch unser Pfarrbüro von vielen Gemeindemitgliedern besucht, die etwas erledigen wollen und dies mit dem Einkauf auf dem Markt verbinden. Schon hier ergeben sich oft Tür- und Angelgespräche. Häufig musste ich dann auch an diesem Vormittag den Markt überqueren, um zur Sparkasse oder sonstigen Geschäften zu gelangen. Immer wieder stellte ich bei diesen Gängen fest, dass ich sehr schnell mit Menschen ins Gespräch kam, die über den Wochenmarkt gingen. Vor vielen Jahren schon habe ich es mir dann zur Gewohnheit gemacht, an diesem Donnerstagvormittag wenigstens eine Stunde über den Markt zu gehen, weniger mit Blick auf die Marktstände, als vielmehr mit Blick auf die Menschen, die mir dort begegneten. Wie es auf Märkten üblich ist, nehmen sich auch die Marktbesucher Zeit, um miteinander zu sprechen und Neuigkeiten auszutauschen.

Mit Menschen in Kontakt kommen

Da die Leute sowieso Zeit haben, fällt es auch leicht, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Da ich schon 29 Jahre in diesem Ortsteil als Pfarrer bin, sind mir viele Menschen bekannt, auch wenn sie nicht den Kontakt zur Gottesdienstgemeinde haben. Irgendwann einmal sind sie mir bei Taufen, Erstkommunionen, Firmungen, Eheschließungen, Beerdigungen begegnet. Und so fällt es leicht, auch auf solche Menschen zuzugehen, die man sonst selten im Kernkreis der Gemeinde sieht. Immer wieder kommt es vor, dass viele dieser Menschen, das „niederschwellige“ Angebot meiner Präsenz wahrnehmen, um sich zu erkundigen, ob z. B. ein evangelischer Christ Taufpate sein kann oder ein Kind getauft werden kann, wenn die Eltern aus der Kirche ausgetreten sind und so weiter. Obwohl ich einmal in der Woche eine sichere Anwesenheitszeit im Pfarrbüro habe, würden diese Menschen wohl nie dort hinkommen.

Auf der anderen Seite kann ich selber auf Menschen zugehen, von denen ich weiß, dass zum Beispiel Familienangehörige krank sind oder die Ehe eines erwachsenen Kindes in der Krise ist. Auch wenn Angehörige neu erkrankt sind, erfahre ich dies oft in diesen Gesprächen. Nicht selten hat sich daraus auch ein Krankenbesuch mit Krankensalbung ergeben.

Dann begegne ich Witvern oder Witwen, deren Ehegatten ich vor einiger Zeit beerdigt habe. Hier kommen wir darüber ins Gespräch, wie der Weg der Trauer aussieht und wie die Trauer bewältigt wird. Hin und wieder kann ich auch Kontakte mit Gruppierungen unserer Gemeinde herstellen, bei Älteren auch den Besuch unserer Seniorengruppen empfehlen.

Themen der Gespräche sind oft Sorgen um heranwachsende Kinder oder um die erwachsenen Kinder und deren Familien.

Immer wieder treffe ich auch Mütter von Kommunionkindern, die man in der Kirche beim Gottesdienst nicht sieht, und komme mit ihnen über ihre Lebenssituation ins Gespräch.

Dabei erfahre ich etwas über die Berufssituation oder die Schwierigkeit, als Alleinerziehende mit mehreren Kindern fertig zu werden. Finanzielle Sorgen werden mir anvertraut

oder jemand ist in die Arbeitslosigkeit gefallen. Auch hier kann ich häufig auf unsere Caritasprechstunde hinweisen und Möglichkeiten zur Hilfe eröffnen.

Obwohl ich einmal in der Woche die sichere Anwesenheitszeit habe, nutzen auch ehrenamtliche Gemeindemitglieder die Möglichkeit, auf dem Markt mit mir Dinge abzusprechen oder zu regeln. Oft kommen sie auf mich zu und sagen: „Ich habe Sie schon auf dem Markt vermutet.“

Auch während einer Bibelwoche während des „Jahres der Bibel“ haben Gemeindemitglieder einen Stand der Gemeinde auf dem Markt eröffnet und auf originelle Weise für die Bibel geworben. Zum Beispiel gab es Rezepte für einen Bibelkuchen oder eine Lostrommel mit Bibelsprüchen.

In der Pastoral einer Gemeinde wird es immer schwieriger, die persönlichen Lebensumstände der Gemeindemitglieder wahrzunehmen. Konnte man früher noch häufiger Hausbesuche machen, wird das – zumal bei größer werdenden Seelsorgebereichen und Pfarrverbänden – immer schwieriger. Für mich und meine Verkündigung ist es allerdings wesentlich, auch die Lebenssituation der Menschen von heute realistisch wahrzunehmen. Dabei bietet die Marktpastoral eine Möglichkeit der Kommunikation und der Wahrnehmung der Lebenssituation der Menschen. Außerdem ist es eine Form der Präsenz von Kirche im Stadtteil. Die Zeit die ich wöchentlich dafür nutze, lohnt es allemal. Aus vielen informellen Begegnungen haben sich auch weitere Gespräche entwickelt. Die Marktpastoral hilft mir persönlich, die Situation der Menschen unserer Gemeinde im Blick zu behalten.

„Auf, mir nach! ...

... Ich werde euch zu Menschenfischern machen.“ (Mt 4,19)

Theologische und praktische Aspekte einer Berufungspastoral

1. Theologische Aspekte einer Berufungspastoral

Berufungspastoral ist zurzeit in aller Munde. Fieberhaft sucht man Lösungen, dem gravierenden Mangel an Priestern bzw. Ordensleuten zu begegnen. Vor „Schnellschüssen“ aber ist zu warnen. Berufung kann nämlich – gemäß einer konziliaren Theologie – niemals nur Amtsträger rekrutieren wollen. Sie steht auf einem weiteren Feld.

Das Wort „Berufung“ stammt im Deutschen von „Beruf“, das in Luthers Bibelübersetzung („beruof“) für „klēsis“ (griech.) bzw. „vocatio“ (lat.) steht. Es meint eine Berufung *durch Gott*. Er ruft herbei, zusammen, in seine Versammlung, in die *Ekklesia* oder den *qāhāl* Israels: Im kultisch-religiösen Bereich versammeln sich Menschen, um Gottes Wort zu hören. Im hebr. „qāhāl“ steckt zudem der Begriff *qōl* (Stimme). Dies impliziert drei theologische Aspekte einer Berufungspastoral: Der *eine* Ruf Gottes wirkt *viele* Berufungen, er hat eine *personale* Dimension und ruft mittels *kirchlicher* Sendung in das Reich Gottes.

a) Ein Ruf – viele Berufungen

Das Urdatum der Berufung im NT ist die Wahl der *Zwölf* durch Jesus – ein Leitbild für die theologischen und praktischen Aspekte einer Berufungspastoral: „*Und er setzte (die) Zwölf ein*“ (wörtlich: „*er machte die Zwölf*“ – Mk 3,14). Dieses Tun am Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu hat symbolische Bedeutung. Einige Exegeten deuten es analog zum

Schöpfungsakt des Gottesvolkes (LXX Jes 43,1; 44,2): Jesus *schafft* oder *macht* die Zwölf, damit sie *bei ihm* seien und er sie zur Verkündigung *aussende*. Damit konstituiert er in Kontinuität zu Israel eine neue, dauerhafte und zukunftssträchtige Gemeinschaft mit sich, die sich für die Christen in der Taufe verifiziert.

Andere Berufungsszenen zielen auf die gleiche Gemeinschaft: Die Berufung der 72 Jünger (Lk 10,1–11), die zu zweit ausgesandt werden, schildert eine breitere Erwählung. Sie gehen Jesus voraus, damit viele Menschen ihm begegnen können. Ihre unterschiedlichen Aufgaben dienen der Ankündigung Jesu, dem Frieden, der Krankenheilung und der Verkündigung der ankommenden Basileia. In Summe spiegelt sich hier das vielfältige missionarische Tun der frühen Gemeinden, die als Gesandte den Sendenden vertreten: „*Wer euch hört, hört mich ...*“ (Lk 10,16a).

Solche Jüngertexte haben meist die nachösterliche Gemeinde im Blick. Der Jüngerkreis aus Männern und Frauen ist ein Bild für die Gemeinden (vgl. Lk 8,3; Apg 1,14; 5,14; 16,13–15; 17,4), die gemeinsam in der Nachfolge stehen. Er ist das Vorbild der jungen Gemeinde und zeigt wie das „tägliche“ Kreuztragen (Lk 9,23) gelingen soll.

Insgesamt unterscheidet das NT nicht sehr genau zwischen *allgemeiner* und *spezieller* Berufung. Aus dem *einen* Ruf Christi, werden die Vielen in die Nachfolge berufen: Frauen, Männer, die Zwölf, Jüngerinnen und Jünger, Menschen unterschiedlichen Standes, Marginalisierte, Ausgegrenzte. Sie werden herausgerufen und gelangen in die Christusgemeinschaft. Eine Vielfalt an Berufungen, deren Ziel immer die Ausbreitung des Evangeliums in den zahlreichen Gemeinden der einen Kirche ist.

Gemeinsames Kennzeichen der Gerufenen ist die *Taufe*. Durch sie gehört man in die Nachfolge-Gemeinschaft. Paulus weiß, dass Jesu Ruf im Herzen der Gläubigen ankommen muss und wieder verkündet werden will (vgl. Röm 10,9). Grundsätzlich gilt: „*Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet*“ (Mk 16,16a). Das ist die Basis des *einen* Rufes Jesu Christi für alle Variationen gesonderter Berufung.

Recht einfach lässt sich der *eine* Ruf Gottes in seinem Messias am Begriffspaar *Katabase-Anabase* (Hinab-Hinauf) verdeutlichen. Mit diesem Grundvokabular (aus Joh 3,31–36.13–21) wird eine Bewegung deutlich – bildlich als Parabel darstellbar: Christus ist vom Himmel herabgestiegen und wieder hinaufgestiegen. Er nimmt die Menschen, die ihm vertrauen, mit hinauf in den Bereich des Vaters.¹

Das ist der Weg Gottes zu den Menschen: In seiner Selbstmitteilung, einer personalen Bewegung, kommt er zu uns. Seine *katabatische* Entäußerung in Jesus von Nazareth, im „*Gott mit uns*“ (Mt 1,23), offenbart seinen personalen Ruf.

Die Antwort darauf hat *anabatischen* Charakter: Sie ist „*Gehorsam des Glaubens*“ (Röm 16,26), der nur aus Gottes Gnade möglich ist (vgl. Röm 1,5). Sie führt zur *Anbetung* und zum *Lob* der Herrlichkeit Gottes (vgl. Phil 2,10f; Eph 1,12).

Es sind also zwei Seiten ein- und desselben Aktes: Sich entäußernd-schenkende Katabase ruft eine antwortend-annahmende Anabase hervor – ein dialogisches Wortgeschehen: Wort/Ruf und Antwort, Aktion und Reaktion, Teilgabe und Teilhabe.

Der Ruf Gottes an *alle* in seinem Sohn geht dem gezielten Ruf zum Dienst in und an der Kirche voraus. Zuerst geht es um die Gotteskindschaft, dann erst um die spezielle Berufung.

Jeder Ruf zum Weihepriestertum, zum Ordensleben oder zum Laienapostolat baut auf der Urberufung der Taufe auf, die in der Firmung bestätigt wird (vgl. LG 10,1).

b) *Die personale Dimension*

Eine Berufung, die als interpersonales Geschehen begriffen wird, geschieht nie isoliert. Als „kirchliche“ Berufung steht sie im Kontext des *gemeinsamen Priestertums* aller Gläubigen. Kirche, das sind alle „*Zugehörigen*“: Zum *Herrn gehörig* (Kyriaké) sind sie *Ekklesia*, die Herausgerufenen.

Die personale Dimension kirchlicher Berufung hat ihr Urbild in der Trinität. Weil sich Gott als *Communio* von Vater, Sohn und Geist

mitteilt, ist die Kirche in ihrer Relationalität ein Abbild, eine Ikone dieser Gemeinschaft. Wer etwas vom trinitarischen Gott errahnen will, sollte im Spiegel von Menschen suchen, die seine *Communio* umrisshaft widerspiegeln (vgl. 1 Kor 13,12). Alle Jünger/innen Christi sind „Salz der Erde“ (Mt 5,13f), an allen kann man die Würze des Evangeliums schmecken.

Insofern geht es immer wieder neu um eine sich ausrichtende Erinnerung auf den Ursprung, die eine persönliche Antwort gibt auf den Ruf Gottes und diesen vergegenwärtigt. Erst aus dieser Identität der Christen wächst Kirche.

Der Berufung geht deshalb zuerst die Frage „Wer bin ich?“ voraus. Kann ich das selbst beantworten? Als *anthropologische Vorgabe* genügt ein Blick in die Entwicklungspsychologie: Die Eltern nennen ihr Kind zuerst beim Namen, in tausendfacher Zuwendung. Wichtig wird die Erfahrung des *Du*. Der Mensch lernt, dass er gemeint ist. Er lernt *Ich* sagen und das *Du* als Gegenüber begreifen. Ich und Du im Dialog: die Erfahrung des *Wir*.

Das auch Gott ein Gegenüber ist und den Menschen sucht, ist keine selbstverständliche Erfahrung. Gottes Sehnsucht nach dem Menschen ist da. Das ewige Du möchte uns auf gleicher Augenhöhe begegnen, damit wir ihn begreifen lernen und den Ruf vernehmen.

Hört der Mensch nicht und wird sein Gehör zu Gott hin nicht geschult, so schweigt Gott für ihn. Die Kommunikation gelingt nicht. Gott wird stumm gehalten.

Die *Feingehörigkeit* für die Stimme Gottes (qōl) ist ebenfalls ein Entwicklungsprozess, wie im biblischen Beispiel des jungen Eli und seines Lehrers Samuel (1 Sam 3,1–21).

Wer lehrt *heute*, die vielfältige Stimme Gottes zu hören? Wer weckt die Leidenschaft für sein Wort oder übernimmt die Deutfunktion eines Eli? Es braucht hier „*Übersetzer*“, die auf Gott hin sensibilisieren. Und es braucht *Lernräume* des Vertrauens, in denen das Hören und seine Deutung gelingen.

Erst dann kann man Gottes Gegenüber einordnen. Ist er ein Gegenüber, ist er *mein* Gesprächspartner und – noch eine Stufe weiter – bin ich *sein* Mitarbeiter? Hier erst reift das Erkennen einer speziellen Berufung. Mit-

arbeiter/innen Gottes ahnen einen Auftrag aus dem sie ergreifenden Ruf. Das Gehörte und Erfahrene drängt nach Umsetzung. Die allgemeine Teilhabe am Ruf Gottes wird zur aktiven Teilhabe.

Für das *Wie* der Umsetzung ist das Gottesbild entscheidend. JHWH offenbart sich im AT als der *Ich bin der Ich-bin-da*. Im NT wird dieses personale Gegenüber vertieft: Jeschua („Gott rettet“) ist die Pro-Existenz Gottes: Ich bin der Ich-bin-da *für euch*.

Diese *personale* Einladung befreit von Angst. Jesus sieht Gott als seinen liebenden „Abba“, Gott sieht Jesus als geliebten Sohn, seine Herzensfreude. Diese innige Beziehung ist Leitbild für eine Ehrfurcht ohne Angst, eine *neue Qualität* der Selbstmitteilung Gottes und der Gotteserfahrung zugleich.

Erst auf dieser Ebene entscheidet sich, ob mein Hören etwas mit *Gehorsam* zu tun hat. Gehorsam ist dialogisch, er entstammt dem *Gebet*. Im lebendigen Gebet lernt der Mensch ein *Ge-horch-samer* zu sein. Solche Beziehungspflege gleicht einer gelingenden Partnerschaft: Erzähle Gott dein Leben, lass ihn teilhaben an dem, was du entdeckst und erlebst. Den Menschenfreund Gott kann ich hineinschauen lassen in die Tiefe meines Seins.

Eine persönliche Gebetsschule lebt aus dem direkten Hinhören und Ansprechen. Vorbildlich für die Du-Erfahrung zwischen Gott und Mensch sind die *Psalmen*. Sie enthalten Fragen und Klagen, Schweigen und Stummwerden. Sie sind Prozesse eines Erkennens meiner persönlichen Berufung, oft sogar bis ins Kämpfen hin.

Wer mit Gott ringt, kann nicht so schnell loslassen, ist vom Kampf gezeichnet, geht aber mit *neuer Identität* (Namensnennung) und gestärkt daraus hervor (vgl. Gen 32,23–33). Nicht die eigene Stärke, sondern die neu geschenkte Identität ist entscheidend. Wer erfahren hat, dass er nur durch den etwas vermag, der ihn stark macht (Phil 4,13), und dass gerade die Schwäche durch die Stärke Gottes ergänzt wird (2 Kor 12,10), weiß, dass er nur etwas geben kann, was er selbst empfangen hat. „Gotteskämpfer“ sind die „starken Schwachen“, die den starken Gott vertreten, der sich selbst entäußert, um menschennah zu sein (Phil 2,5–11).

Berufung ist also eine Ausrichtung und Antwort auf das, *was* ich höre und eine Entscheidung, *wie* ich angemessen auf den Ruf antworten will.

Hier entwickelt sich die *spezielle Berufung*, für die die Selbstwahrnehmung unverzichtbar ist. *Ich* will ja einem vertraut-vertrauendem Gott antworten. Und nur in der Beziehung werden die Fragen beantwortet: Warum bin ich der, der ich bin? Warum geschieht mir, was mir geschieht? Warum ist mir versagt, was mir versagt ist? Warum bin ich so geschaffen? Warum diese, und nicht andere Fähigkeiten? Warum so, und nicht *nicht* so?

„Keine Ahnung!“ wäre die Antwort ohne Gottes Gegenüber.

Mit ihm aber beantworte ich diese Fragen anders, sehe meine Fähigkeiten in neuem Licht. Welche davon sind *Charismen* im antwortenden Dienst? Welche sind zu ergänzen?

Berufung ist ein Prozess, den man schrittweise gehen und aushalten muss. Aus ihrem Dialog-Charakter ist sie niemals statisch. Mit Gott an der Seite und mit menschlichen Begleitern wird man leichter gehen können.

c) *Reich Gottes und Kirche – das „Wir“ der Berufung*

An dieser Stelle kommt die *Communio* als theologische und soziale Dimension ins Spiel. Die Gemeinschaft durch Teilhabe am Heiligen, an der Trinität (*communio sanctorum*) wirkt sich in der Kirche aus (*communio ecclesiarum* bzw. *communio fidelium*). Aus Gottes Ruf entsteht Gemeinschaft des Glaubens und der Gläubigen. Ziel der Ruf Jesu im NT auf ein Hineinsammeln in die Reich-Gottes-Botschaft und sendet er zu diesem Zweck seine Jünger aus, so wächst aus der Ostererfahrung eine Sammlung in die Jesus-Gemeinschaft. Der „neue Weg“ (Apg) ist dann Sendung, ein Weg zu allen Völkern. Durch Ostern wird der Ruf Jesu entgrenzt, weltweit.

Diese missionarische Sammelbewegung dauert an. Zu allen Zeiten ruft der Herr solche, die mit ihm sammeln. Wie im NT sind sie „Gesandte an Christi Statt“ (2 Kor 5,20), seine *Statthalter* mit speziellem Verkündigungs- und

Versöhnungsdienst. Das Wesen der sich herauskristallisierenden Ämter war stets der Dienst Jesu Christi und deshalb konkret ein Dienst an den Gläubigen, zum Aufbau der Kirche in ihren vielen Gemeinden.

Menschen, die sich rufen lassen, treten in diesen Dienst unter dem Anspruch der Basileia-Botschaft. Jesu *Pro-Existenz* wollen sie mit ihrem ganzen Leben vertreten. Der Ruf aus dem Gegenüber Gottes und dem dazugehörigen Prozess (s. o.) ist gefestigt. Die Berufung zum *Kind Gottes* in Taufe und Firmung gestaltet sich nun aktiv aus, bis zur reifen Entscheidung eines „Adsum“.

Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu zu verkünden und zu leben, macht die zum Dienst Berufenen zu Vertretern eines vielschichtigen *Einheitsdienstamtes*. Sie sind in Person „*Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit*“ (LG 1). Sie vertreten die Kirche in ihren Wesensmerkmalen (notae ecclesiae) und Grundvollzügen. Aus der *einen* Sendung Christi durch den Vater stammen durch Übertragung die Wesensmerkmale und Vollzüge des Amtes. Sie müssen mit denen der Kirche identisch sein: Verkündigung und Vorsteheramt in der Liturgie entsprechen der *Apostolizität* und *Heiligkeit* der Kirche. Die Dienste der Sammlung in die Gemeinschaft und die Sendung zu den Menschen, eben *Communio*-Aufbau und caritativer Dienst, entsprechen der *Katholizität* und der *Einheit*. In den Amtsträgern zeigt sich gebündelt das gesamte Christusgeschehen. Sie sind Kristallisationspunkte der Gesamtberufung der Kirche. Ein Anspruch, der nur in einer gewachsenen eigenen und kirchlichen Identität gelingt.

Das Amt als Werkzeug des Rufes repräsentiert Gottes einmalige *katabatische* Bewegung, da Gottes Zuwendung zu den Menschen in die *communio sanctorum* ruft. *Weiheamt* wäre somit *die Repräsentation der Einheit des Rufes für die Vielheit der Gerufenen*. Geeint werden soll, was für die Vielen der Ausdruck ihres gemeinsamen Priestertums ist: die Vollzüge aus der Taufe, die Charismen, Dienste und Handlungen. Die geistgewirkten Gaben und Früchte (Gal 5,22–25) sind in der Vielfalt des

gemeinsamen Priestertums ausgedrückt. Aus dem *einen* Heilsmysterium stammend, sind sie als *anabatische* Antwort in vielfältigen Lebens- und Glaubensvollzügen zu begreifen. *Gemeinsames Priestertum wäre dann die Repräsentation der Vielheit der Gerufenen aus dem Ruf des Einen und zu ihm hin*.

Man kann von einer doppelten repräsentatio des Einheitsdienstes sprechen, insofern der Amtsträger den gleichen Ruf Christi katabatisch von Christus her zuspricht und anabatisch die Antwort der Gemeinde auf diesen Ruf bündelt. Er vertritt Christus im Akt des Rufens und die gläubige Gemeinde-Antwort. Die Gemeinde repräsentiert er insofern, da diese bereits gerufen ist. Das Amt versinnbildlicht die enge Verbindung zwischen Haupt und Leib Christi. Es vertritt also Christus und die versammelte Gemeinde. Die Berufung zu diesem Vertretungsdienst ist der „amtliche Außenaspekt“ der Gesamtberufung des Gottesvolkes.

2. Praktische Relevanzen der theologischen Aspekte

Jede Theorie ist grau, wird sie nicht realisiert. Für eine heutige Berufungspastoral ergeben sich drei praxisbezogene Leitfäden, die den ausgeführten theologischen Aspekten folgen:

a) Praxisrelevanz I: Berufung erkennen

Der Erkenntnis, berufen zu sein, geht die Einsicht voraus, dass ich mir mein Leben nicht selbst verdanke. Das biblischen Menschenbild erkennt das Leben als gegeben und führt zum Selbstverständnis: Ich bin nicht mein eigener Schöpfer, ich verdanke mich dem ganz Anderen. Berufung steht unter dem Vorzeichen, dass Gott ins Leben ruft.

Für die Praxis heißt das, dieses Menschenbild überall zu thematisieren, wo Heranwachsende über ihr Selbstverständnis nachdenken, Sinnfragen stellen und weiterführende Antworten bekommen (Familie, Religionsunterricht, katechetische Vermittlung, Jugendarbeit). Wo erfährt ein junger Mensch in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten, dass er persönlich von Gott gewollt und angesprochen ist?

Der Idealort wäre eine gelebte Gemeinschaft von Menschen, die Christus nachfolgen und sich von ihm geführt und begleitet wissen. Im NT ist dies die *neue Familie Gottes*. Wo ist sie heute spürbar? Wo bekennen Christen bewusst: „Wir hier sind die Herausgerufenen, das gerufene Volk Gottes vor Ort“?

Wurde da etwas versäumt? In der eher individualistisch geprägten Pastoral der Vergangenheit, die sich um das „Heil der Seelen“ sorgte, ist das *Communio-Feld* Gemeinde verkümmert, der Gemeinschaftsaspekt reduziert. In der Liturgie stand das Einzelwesen vor Gott, selbst die nachkonziliare Liturgie kennt nur wenige *Communio-Elemente* (z.B. den Friedensgruß).

Schaut man in die Zukunft, zeigen sich kaum neue Ansätze eines gestärkten *Communio-Bewusstsein* vor Ort: Momentane Zentralisierungstendenzen (Sparzwang/Personalmangel) laufen der Bildung vielfältiger *Communio-Räume* entgegen. Berufung im Lebens-Kontext kleinerer Einheiten des Gottesvolkes hat nur geringe Chancen. Wo aber kann das Gegenüber von Ruf und Antwort eingeübt werden, wo geschieht Berufungsidentität?

Um diese zu stärken, um ein Nachfolge-Klima zu schaffen, braucht es zunächst ein Berufungsbewusstsein der Getauften. Dieses Selbstbewusstsein muss auf „breiten Füßen“ stehen. Wir brauchen heute vorrangig keine Pastoral der Nischen oder Zwischenräume, sondern eine Pastoral der Räume: In welchen Lebensräumen höre ich Gottes Ruf, wo lässt sich seine katabatische Bewegung zu uns entdecken?

Da Gott sich selbst entäußert und bis an die Grenzen geht, sind unsere Grenzen offen zu halten: *Überall* ist Gottes Reich – kein Raum darf ausgespart bleiben! Kirchliches Bewusstsein ist insofern sensibilisierend zu stärken, dass in *jedem* Menschen Gottes Ruf ankommen will. Allerorts sind die Seismographen der Berufungserkennung zu aktivieren!

Dafür sind alle möglichen Multiplikatoren unverzichtbar. Personaleinsparungen innerhalb der Martyria sind kontraproduktiv. Eine rigorose Trennung zwischen allgemeiner und gesonderter Berufung wäre fatal. Man hätte die gemeinsame Zeichen- und Werkzeugsfunktion für die Menschheit nicht begriffen.

Gesonderte Berufungen lassen sich nur im Kontext der *Berufung aller* erkennen. Der *eine* Heiligungswille Christi bringt beides hervor: Die Berufung zur Heiligung aller und die Indienstnahme für diese Heiligung.

b) Praxisrelevanz II: Berufung entfalten

Als interpersonal vorgängiger Prozess entfaltet sich die Berufung immer in Räumen, die die Identität des Christseins fördern. Das Konzil nennt die christliche Familie „*ecclesia domestica*“ (LG 11,2) und sieht zu Recht die Familie als Basis einer christlichen Persönlichkeitsentfaltung. Wo jedoch faktisch keine christlichen Familien existieren, schwelt die Unerfahrenheit, wie Christsein miteinander denn geht. Vorab müssen Familien, geistliche Gemeinschaften und Gruppen als Orte christlicher Identität gestärkt werden. Nur in einer gemeinsam erfahrenen allgemeinen Berufung kann sich auch die spezielle Berufung entfalten. Wir brauchen Leitbilder der Evangelisierung und der gewachsenen *Communio*. Selbst die kleinste Gemeinschaft kann hier aufhorchen lassen.

Ein zweiter gelebter Ort zur Entfaltung wäre die christliche Gemeinde. Da man m. E. zwischen Pfarrei und Gemeinde unterscheiden muss wie zwischen Struktur und gelebtem Anspruch, sind hier mit Gemeinde zwischenmenschliche Räume aus dem einen Ruf Gottes gemeint. Sie sind Zellen des christlichen Lebens, eine ortsnahe Kirche als Volk Gottes, zu der man sich gehörig weiß.

Vergleichbare Orte wären auch kirchliche (Jugend-)Verbände und solche Gemeinschaften, die im Bewusstsein ihrer Berufung die persönliche Entfaltung fördern. Dauerhaftigkeit und Zugehörigkeit sind dabei entscheidend: Je mehr Menschen in einer solchen *communio fidei et fidelium* den Ruf Gottes vernehmen, umso mehr werden sie sich ihrer Charismen bewusst. Lebensräume des Glaubens helfen Antworten zu finden auf die Fragen: *Wer bin ich? Wie gehe ich meinen Weg?*

In solchen Gemeinschaften gibt es sicher Übersetzer, Deuter und Wegweiser auf dem Weg zu Identität. Die Du-Erfahrung Mensch-Mensch und Gott-Mensch hilft Berufungen zu entde-

cken. Ein Charisma der *Charismenerkennung* würde zu einem Motor der Berufungsfindung in jeder noch so kleinen Gemeinde.

Wenn hierzulande offensichtlich das Gegenteil angestrebt wird, nämlich zentralere „Seelsorgseinheiten“ oder „Pfarreiengemeinschaften“, dann erfahren Gemeinschaften vor Ort keine Stärkung. Die zentralisierende Wirkung erreicht das Gegenteil: Die im NT geförderte *Communion*-Identität schwindet. Dabei ist eine eindeutige *Communion* für die in ihr heranwachsenden gesonderten Berufungen unverzichtbar.

c) Praxisrelevanz III: Berufung begleiten

Die „Charismen-Entdecker“ und „Berufungs-Deuter“ signalisierten schon eine notwendige *Begleitung*. Hier sind nicht nur Fachleute gefragt. Die Gemeinschaft aller Berufenen stärkt die besonderen Charismen und Berufungen der Kirche.

Fruchtbar ist das *Gebet*. Es ist eine gelungene Antwort auf Gottes Ruf, ein anabatisches Tun auf seine Katabase hin. Gerade das Bewusstsein, weltweite Kirche zu sein, macht eine breite Gebetsbegleitung möglich, die sich vor Ort konkretisieren lässt durch aktive Begleitung.

Berufungsbegleitung geht dabei über das Gebet hinaus. Im „face-to-face“ wird die spezifische Berufung gestärkt. Wir brauchen *personale Leitbilder* für ihr Gelingen.

Zu denken wäre etwa an ein *spirituelles Propädeutikum*. Es schaffe einen deutlichen Grundstock für den spirituellen Prozess. Zudem braucht es Felder des *Kennenlernens*. Durch Kontakte und im lebendigen Austausch mit Menschen, denen ihr Christsein etwas bedeutet, wächst Berufung. Da stehen Menschen zur Verfügung, die ganz unterschiedlich, vielleicht ohne es zu ahnen, im Lebensfeld Gemeinde Wege begleiteten. Der Austausch über solche Erfahrungen ist fruchtbringend. Ein Pool für Berufungserfahrungen, wie das bundesweite Bündnis „Rufzeichen“, kann ein guter Ansatz für gegenseitige gelingende Begleitung sein.

Ein weiterer Schritt wäre das *Mitleben* in Gemeinde-Gemeinschaften. D. h. ausprobieren können, was im konkreten Kontakt lebbar ist, was stärkt und hält. Studium und Priester-

seminar allein gleichen zu sehr einem Gewächshaus. *Dezentralisierte Ausbildungsformen*, verortet im Mit(er)leben von Gemeinden, würden im Wir des erfahrenen Glaubens entsprechende Kandidaten „erden“.

Ohne tatsächliche Begleitung geht gesonderte Berufung nicht: Gut gewählte, erfahrene Begleiter, die den „neuen Weg“ des Evangeliums selber gehen, sind Mentoren auf einem partnerschaftlichen Weg zwischen Gott und dem Gerufenen. Sie begleiten keine selbsterklärten „heiligen Leute“, sondern Diener Jesu Christi, die in der doppelten Repräsentanz Christi stehen sollen, um der Einheit des Volkes Gottes zu dienen.

Anmerkung:

- ¹ Auch an anderen Stellen des NT ist dieses *Exitus-Reditus-Schema* nachvollziehbar: vgl. Phil 2,6–9; Röm 10,6f; 2 Kor 8,9; Eph 4,8–10; 1 Tim 3,16; 1 Petr 3,18–22; Hebr 1,1–4; 2,7–10; 8,1.

Pilgern ein Obdach bieten

Zur Zukunft christlicher Gemeinden in der Stadt¹

Im Wandel der Städte sieht die Weltkonferenz zur Zukunft der Städte, die im Jahr 2000 in Berlin tagte, eine der Hauptherausforderungen für das neue Jahrhundert. Zu Beginn des dritten Jahrtausends lebt erstmals in der Geschichte der Menschheit die Mehrheit der ca. 6 Milliarden Menschen nicht mehr auf dem Land, sondern in den Städten.² Von den vielen Folgeerscheinungen dieser weltweiten Urbanisierung sei hier nur auf wenige Aspekte hingewiesen, die sehr deutlich auch in den deutschen Städten wahrnehmbar sind. Mit dem Phänomen der Stadt hat sich eine ganz bestimmte Lebensform etabliert. Ständiges In-Bewegung-Sein gehört dazu: täglicher Berufspendel- und Freizeitverkehr. Auch die sozialen Kontakte sind im städtischen Raum dauernd in Bewegung, oft unverbindlich und ohne viel Tiefgang. Gemeinschaft ist in der großen Menschenmenge der Stadt nur bruchstückhaft möglich und das Ergebnis eines bewussten Auswahlprozesses. Mit ihrer faszinierenden Vielfalt zwingt die moderne Stadt zum Auswählen und weckt zugleich Sehnsüchte und Hoffnungen. Viele Menschen kommen in die Stadt mit der Erwartung, dort ein besseres Leben zu finden, aber längst nicht allen gelingt es, die städtischen Herausforderungen zu bestehen. So bleibt das Leben in der Stadt ein fragmentarisches Leben, wo Hoffnung und Hoffnungslosigkeit oft eng und unvermittelt nebeneinander stehen. Im Phänomen der Stadt kristallisieren sich menschliche Geschichte und Gegenwart, Ängste und Hoffnungen auf ganz besonders dichte Weise. Dies wird mit ein Grund dafür sein, dass das Zweite Vatikanische Konzil die Urbanisierung der Welt als ein Zeichen der Zeit benennt. Es

fordert dazu auf, die Verstädterung und die damit gegebenen Entwicklungen genau wahrzunehmen, um das Evangelium angemessen verkündigen zu können (Gaudium et spes 6; Ad gentes 20).³

Im Folgenden widmet sich ein erster Gedankengang der Wahrnehmung des Lebensraumes „Stadt“. Damit werden Fragen nach Kennzeichen einer modernen städtischen Religiosität und einer dem städtischen Lebensraum angemessenen Pastoral verbunden. Christliche Gemeinden bleiben nicht unberührt von den Entwicklungen in den Städten. So richtet sich der Fokus in einem zweiten und dritten Gedankengang auf die Kirchengemeinden im städtischen Umfeld und die Suche nach geeigneten neuen Sozialformen gemeindlichen Lebens.

1. Eine neue religiöse Suche in den Städten

Hans Joachim Höhn spricht von einem „bipolaren Lebensgefühl“ der Städter. Es gründet zum einen auf der Verwurzelung in einem bestimmten Viertel oder Stadtteil. Neben dieser lokalen Dimension wird aber stets auch die Großstadtatmosphäre geschätzt und gesucht.⁴ Angesichts der Vielfalt und Unüberschaubarkeit der Stadt gehört zu dem „bipolaren Lebensgefühl“ in der Stadt eine Spannung zwischen Beheimatung und Ortlosigkeit. Der städtische Mensch lebt in mehreren Räumen und teilt sich auf verschiedene Orte auf. Er pendelt zwischen den Lebensräumen des Wohnens, des Arbeitens und der Freizeit. Der Lebensradius bleibt kaum auf das Stadtviertel beschränkt.

Höhn sieht in den modernen Städten nicht nur säkulare Orte, sondern auch Orte, die religionsproduktiv sind: Sie bringen Fragen hervor, eine Suche von Menschen, auf die Religion eine Antwort bieten kann.⁵ Er formuliert es so: „Die moderne Stadt wird nicht wenigen Zeitgenossen bald zu viel, zu unübersichtlich und zu verworren; zugleich bietet sie ihnen zu wenig, ist erst einmal die Trivialität dessen erkannt, was als der letzte Schrei ausgegeben wird ... Die moderne Stadt bietet ständig Neues, Anderes und hinterlässt doch das Gespür, dass mir etwas fehlt, auch

wenn ich alles habe. Hier bricht die Frage nach dem eigentlich Definitiven der Existenz auf. Nach einer Gestalt des Lebens, in der nichts mehr veralten kann, nach Sinnspuren die nicht mehr verwischen ... Wenn ich meinem Leben selbst einen Sinn geben muss, ist dieser Sinn so vergänglich wie sein Stifter. Aber ist ein vergänglicher Sinn ein sinnvoller Sinn? Gibt es etwas, was nicht wieder schlecht gemacht werden kann?“⁶

Nachdem lange Zeit die Großstädte als die am stärksten entchristlichten Regionen Europas galten, scheint sich in jüngster Zeit eine Trendwende anzubahnen. Gerade in Städten sind Anzeichen einer neuen Nachfrage nach Religion und Spiritualität zu beobachten. Offenbar ist die moderne, säkulare Kultur in ihren tieferen Schichten religiös stärker aufgeladen als lange vermutet. Durch die Schichten eines oberflächlichen Alltagslebens und einer Instrumentalisierung des Menschen durch die Wirtschaft dringt eine neue Tiefendimension durch. Diese Einschätzung legen die Ergebnisse der europäischen Wertestudie aus den Jahren 1990 bis 1999 nahe. Sie veranlassen Paul Michael Zulehner dazu, von einer Respiritualisierung besonders in den europäischen Großstädten zu sprechen. So scheint in einigen europäischen Städten der Glaube an einen personalen Gott wieder zuzunehmen. Auch der Gottesdienstbesuch nimmt in einigen wenigen Städten überraschenderweise wieder zu.⁷ Zulehner formuliert es etwa so: Unter der Asche der Gottvergessenheit glüht die Gottessehnsucht.⁸

Die neue religiöse Suche äußert sich vor allem in einer Suche nach Lebenswissen, nach einer Lebenskunst, unmittelbar bezogen auf die Biographie der einzelnen Person. Wie findet sie Orientierung für ihren individuellen Weg in einer nie da gewesenen Freiheit? Wo ist ein Fundament, das Standvermögen in dieser ungeheuer beschleunigten Zeit ermöglicht? Was gibt der Seele des Einzelnen ein Obdach? Stadtmenschen schätzen die Vielfalt der Angebote. So wählen sie auch in religiöser Hinsicht aus. Sie wählen das, was für sie persönlich passend ist. Es gibt auch die religiösen Passanten, die nur auf Zeit religiös sind (Höhn). Längst nicht alle

Suchenden möchten sich auf Dauer in eine Gemeinschaft einbinden lassen. Sie wollen religiöse Individualisten bleiben.

1.1 Pilger und Konvertiten Gestalten moderner Religiosität

Die Beobachtungen zu einer städtischen Religiosität treffen sich mit Charakterisierungen, die die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger zur Religiosität in der Moderne vornimmt. Sie unterscheidet verschiedene Typen des religiösen Menschen in der Moderne. Neben dem normal religiös Praktizierenden nennt sie den „*Pilger*“ und den „*Konvertiten*“.⁹ Mit ihren Beobachtungen bietet sie wichtige Sehhilfen und Impulse auch für die Pastoral in Deutschland.

Der *Pilger* steht bei Hervieu-Léger für den modernen religiösen Menschen, der nicht religiös ist, weil er in eine religiöse Sozialisation hinein geboren wurde und darin aufgewachsen ist. Der *Pilger* ist religiös, weil er sich frei und bewusst dazu entschieden hat. Dabei ist seine religiöse Praxis durchaus veränderlich und mobil. Er oder sie bestimmt selbst, wie weit er oder sie sich an eine bestimmte Gemeinschaft bindet. Der *Pilger* und die *Pilgerin* sind Suchende, die an verschiedenen Orten Orientierung für ihren Glauben und für ihren Lebensweg suchen. Sie verweilen eine bestimmte Zeit an einem Ort, etwa in einer Gemeinde oder einem geistlichen Zentrum, um dann weiterzuziehen. In den Weltjugendtagen und in Taizé z. B. finden sich deutliche Elemente einer Pilgerreligiosität von jungen Menschen.

Neben die Figur des *Pilgers* stellt Hervieu-Léger die Figur des *Konvertiten*. Beide Figuren haben durchaus Schnittmengen miteinander. Sie sind nicht reine Alternativen. In der Figur des *Konvertiten* oder der *Konvertitin* kann sich der Mensch spiegeln, der niemals einer religiösen Tradition angehört hat und der sich erst nach einem persönlichen Weg des Suchens für eine Religion entscheidet. Die Figur des *Konvertiten* kann aber auch für die Person stehen, die ihre religiöse Identität wieder entdeckt, nachdem sie bisher vielleicht nur formell bestanden hatte.

Dies kann z. B. eine Person sein, die zwar getauft ist, aber nie religiös praktiziert hat und die dann auf neue Weise ihre Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Christen entdeckt und diese auch in ihrem Leben konkret werden lässt. Die Entwicklungen in den letzten Jahren zeigen, dass die Figur des Konvertiten und der Konvertitin zunehmend zu einem Modell des gläubigen Menschen wird. Die persönliche Entscheidung für ein christliches Leben, für die Zugehörigkeit zur Gemeinde der Christen, nimmt an Bedeutung zu. Dies gilt auch für die, die von Geburt an dazugehören. Das Milieuchristentum nimmt ab. Der Konvertit/die Konvertitin steht im weiten Sinn für ein Wahlchristentum.

Beide Figuren, Pilger und Konvertit, zeigen sich in besonderer Weise im städtischen Kontext. Nicht zufällig sind die Zahlen der Erwachsenentaufen in den Städten höher als in den ländlichen Regionen. Ebenfalls nehmen die Wiedereintritte in die Kirche zu. Beide Typen signalisieren, dass Religion in Bewegung ist. Glaube kann nichts Statisches sein, kann nie fertig oder abgeschlossen sein.

1.2 „Suche nach den Suchenden“ im städtischen Raum

Wie und wo begegnen wir in den Städten religiös suchenden Menschen? Auf welchen Wegen kommen wir mit den Pilgern und den Konvertiten in Kontakt?

Um dieser Frage nachzugehen, sind die Pendelbewegungen der Städter in den Blick zu nehmen. Daraus ergibt sich schon eine entscheidende Konsequenz: Es kann nicht mit einem Satz definiert werden, worin heute religiöse Beheimatung für Zeitgenossen besteht. Menschen suchen heute sehr unterschiedliche Formen und Orte für religiöse Beheimatung. Deshalb ist ein Miteinander verschiedener Erfahrungsräume notwendig. Viele Menschen leben in mehreren Räumen, vielleicht sogar die überwiegende Zeit ihres Lebens außerhalb des Wohnviertels. Wenn wir die Suchenden wirklich suchen wollen, so wie es das Leitwort des letzten Zukunftsgesprächs im Bistum Osnabrück formuliert,¹⁰ dann müssen wir mit den Suchenden zu ihren Lebensorten pendeln.

So ist z. B. ein entscheidender Lebensraum für Jugendliche die Schule, in die sie Tag für Tag pendeln. Besonders die zunehmende Zahl der Ganztagschulen zeigt deutlich, dass Jugendliche viele Stunden am Tag in der Schule verbringen. Im Rahmen von Schulpastoral kann es gelingen, Jugendlichen zu begegnen, die im pfarrgemeindlichen Kontext kaum anzutreffen sind. Wenn Gemeinden an einer zukunftsorientierten Jugendpastoral gelegen ist, werden sie sich stark in der Zusammenarbeit mit Schulen engagieren. Realistischerweise wird dies in einem Gemeindeverbund bzw. einer pastoralen Einheit nicht flächendeckend, sondern exemplarisch gelingen.

Die kategoriale Seelsorge an anderen Lebensorten der Menschen, wie etwa im Altenheim, Krankenhaus oder Gefängnis, ist ebenfalls eine unverzichtbare Säule für eine Pastoral im städtischen Kontext. An diesen Orten kann eine zeitweilige Weggemeinschaft mit Suchenden wachsen. Manches ist hier eine Seelsorge im Vorübergehen und es kommt darauf an, vor allem auf absichtslose Weise eine Zeit für diese Menschen da zu sein. Dann gibt es die vielfältigen Orte des caritativen Engagements, die Orte, wo solidarisches Handeln ganz konkret erfahrbar wird für Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Die Angebote einer Citypastoral im engeren Sinn und kirchliche Beratungsstellen sind wichtige Ergänzungen einer Stadtpastoral. Es sind Felder, die am deutlichsten für eine Pastoral der Zwischenräume stehen. Sie befinden sich an den Wegen zwischen den verschiedenen Lebensräumen „Arbeit“, „Wohnung“, „Freizeit“. Dorthin kommen vielfach Suchende, Pilger und Pilgerinnen, die mit ihren Sorgen, Fragen und Nöten ein menschliches Ohr suchen, das ihnen Zeit und Aufmerksamkeit schenkt.

Die Chancen eines integrativen pastoralen Konzeptes in der Stadt sind nicht zu unterschätzen. Die Betonung liegt auf integrativ, denn die genannten Orte stehen ja nicht einfach segmenthaft nebeneinander, vielmehr ergänzen sie sich gegenseitig. Eine Pastoral, die versucht, den

modernen Menschen im städtischen Raum zu erreichen, ist darauf angewiesen, dass die innere Verbindung zwischen den verschiedenen Lebens und Glaubensorten erfahrbar bleibt.

Neben dem Mitgehen mit den Pilgern kommt es darauf an, die Sensibilität zu schärfen für die Konvertiten und Konvertitinnen unter uns. Wo klopfen Menschen an? Wo verbirgt sich hinter vordergründigen Anfragen eine tiefere Suche? Gerade in den Städten steigen die Zahlen der Erwachsenentaufen. Das Stadtdekanat Bremen gehört im Blick auf die Katholikenzahl nicht zu den größten Dekanaten im Bistum Osnabrück. Interessanterweise ist es aber das Dekanat mit der höchsten Zahl von Erwachsenentaufen im Jahr 2004. Hier zeigt sich besonders die Herausforderung für die Kirche, sich als katechumenale Gemeinschaft anzubieten. Es ist gut, dass zunehmend katechumenale Wege mit Erwachsenen gegangen werden. Dies geschieht vielfach im Zusammenhang mit der Sakramentenvorbereitung der Kinder. Dringend aber bedarf es auch der Angebote unabhängig von der Lebensform Familie.

2. Kirchengemeinden – Erfahrungsräume für Suchende?

Die Kirchengemeinden in der Stadt bekommen Licht- und Schattenseiten des städtischen Lebens sehr genau zu spüren, so z. B. die Mobilität und Vielfalt, aber auch das Auswählen zwischen den verschiedenen Angeboten und den Hang zum Kurzlebigen. Nach wie vor haben die örtlichen Pfarrgemeinden unverzichtbare Qualitäten und damit auch Chancen für die Zukunft. Sie sind überwiegend wohnortnah und dadurch Heimat gebend. Sie sind Begegnungsraum für Menschen verschiedener Generationen und unterschiedlicher sozialer Herkunft und bilden in der Regel gut funktionierende soziale Netze. Sie sind Orte mit gewachsener Tradition und zugleich etwa in der Sakramentenvorbereitung Neuland für eine missionarische Pastoral geworden. In der Pfarrgemeinde wird Gemeinschaft mit Jesus Christus konkret gelebt. Diese Vorteile der Orts-

gemeinden sind auch in den größer werdenden pastoralen Einheiten zu fördern. Gleichwohl werden sich die Gemeinden verändern.

Die heute neu entdeckte missionarische Sendung der Kirche verlangt eine neue Sensibilität für suchende Menschen, für „Pilger“ und „Konvertiten“. Diese Aufmerksamkeit schließt eine aktive Suche unsererseits und eine Bereitschaft zur eigenen Veränderung ein: Wer könnte etwas von unserer Kirchengemeinde erwarten? Bietet die Gemeinde Erfahrungsräume für Suchende und Unsichere? Wodurch gewinnt sie neue Ausstrahlung, so dass Pilger darin einen Ankerpunkt für ihre Lebensreise finden? Wie könnte dort, wo es keine Erwartungen mehr gibt, eine Neugier geweckt werden? Spannend wäre es, diese Fragen z. B. im Blick auf die vielen Singles zu stellen. Fast 40% der deutschen Haushalte sind Single-Haushalte. Was könnte sich aus einem stärkeren Zugehen auf Singles ergeben? In unseren Gemeinden sind wir mit gutem Grund sehr auf Familien ausgerichtet. Aber es ist nicht zu übersehen, dass Menschen ohne Kinder dort weniger Angebote finden.

Verändert haben sich auch die Formen, in denen Menschen ihren Glauben leben. Es gibt die, die durch ihre Zugehörigkeit zur Institution Pfarrei die angemessene Form für ihren Glaubensweg finden. Das äußert sich in der (gelegentlichen) Teilnahme an Gottesdiensten und im Empfang der Sakramente. Darunter gibt es Menschen, die sich aktiv engagieren und in das Gemeindeleben einbringen, z. B. durch das Mitwirken in pfarrgemeindlichen Kreisen. Zunehmend suchen Menschen aber noch nach anderen Möglichkeiten, ihren Glaubensweg mit anderen Suchenden zusammen zu gehen. Es sind Pilger im oben beschriebenen Sinne, die vielleicht nur für eine bestimmte Zeit lang eine Weggemeinschaft mit anderen suchen. Sie bevorzugen eine Gruppe, in der sie sich persönlich austauschen können über ihre Suche, über ihre Schwierigkeiten zu glauben, aber auch über ihre Sehnsucht nach Glaubenserfahrung.

Der Jesuit Medard Kehl nennt solche Gruppen „Lebenshilfgruppen im Glauben“ und

betont, wie wichtig sie für die Zukunft der Kirche seien.¹¹ „Lebenshilfegruppen im Glauben“ können auf ganz verschiedene Weise entstehen. Es kann ein Katechetenkreis sein, in dem so intensive Gespräche aufgebrochen sind, dass die Mitglieder weiterhin ein Stück Weges gemeinsam gehen möchten. Es kann eine zeitweilige „Suchgemeinschaft“ sein, eine Gruppe in einer geistlichen Gemeinschaft, eine Kleine Christliche Gemeinschaft, die sich zum Bibelteilen zusammenfindet, aber auch ein Familienkreis oder eine Verbandsgruppe. Auch im Rahmen der Citypastoral oder im geistlichen Umfeld eines Klosters können ähnliche Glaubensgruppen entstehen. Sie leben von der gegenseitigen Anteilnahme, vom persönlichen Mitteilen des Glaubens und der eigenen Fragen, so dass die einzelne Person darin ein Obdach für ihre Seele findet. Kehl spricht im Blick auf solche Gruppen von dem „Weg einer existentiellen Initiation in den Glauben“¹². In diesen Gruppen können aus Pilgern „Konvertiten“ werden.

3. Chancen neuer Pastoraler Räume in der Stadt

Im Bistum Osnabrück gibt es neben dem Verbund mehrerer kirchenrechtlich eigenständiger Pfarreien neuerdings ein weiteres Modell für die Kooperation von Gemeinden: den Pastoralen Raum. Darin schließen sich bisher rechtlich selbständige Kirchengemeinden zu einer neuen Pfarrei zusammen, die in der Regel deren bisherige Gebiete umfasst. Dieses Modell beinhaltet eine noch stärkere Orientierung an den verschiedenen Lebensorten der Menschen. So wird im Pastoralen Raum nicht nur die Integration der Gemeinden, sondern auch die verstärkte Zusammenarbeit mit (kirchlichen) Einrichtungen, wie z. B. Kindergärten, Altenheimen, Bildungshäusern oder Schulen angestrebt.

Nicht selten verbindet sich mit der Vorstellung vom Pastoralen Raum die Sorge, dass sich dann nur noch alles auf der Ebene einer Großgemeinde abspielt. Demgegenüber ist zu betonen: Das, was vor Ort in den Gemeinden an Gemeinschaft und Glaubensleben gewachsen

ist, gilt es nach Möglichkeit zu erhalten und weiter zu pflegen. Dies wird gelingen, wenn es vor Ort Gemeindemitglieder gibt, die selbst mit dafür Sorge tragen, dass menschliche Beziehungen und Glaubensleben in ihrer Orts-gemeinde gepflegt werden, dass Kirche vor Ort ihr Gesicht behält. Auch wenn eine Gemeinde nicht mehr in rechtlichinstitutioneller Hinsicht eine Pfarrei ist, kann sie doch im theologischen Sinn weiterhin Gemeinde vor Ort sein. Das ist möglich durch gottesdienstliches Leben, Familienkreise, Gebetsgruppen, Verbandsgruppen usw. Es gibt jedoch Suchende, die sich nicht in den herkömmlichen Kreisen der Pfarrgemeinde ansiedeln möchten. Eine Chance des Pastoralen Raumes liegt darin, dass es unter dem Dach einer Pfarrei eine größere Vielfalt von „Lebenshilfegruppen im Glauben“ geben kann. Das können zum einen die „klassischen“ Gruppen der Pfarrgemeinde, aber auch neue Formen der persönlichen Weggemeinschaft im oben beschriebenen Sinn sein. Gemeinden in größeren Seelsorgeeinheiten bzw. Kirchengemeinden in der Gestalt von Pastoralen Räumen werden noch stärker Netzwerke verschiedener Glaubenszellen bilden. Neben der sonntäglichen Eucharistiefeyer sind solche Sammlungsorte lebenswichtig für die Gemeinden. Persönliche Beziehungsnetze ermöglichen in den größeren pastoralen Einheiten Beheimatung. Auch in Zukunft brauchen wir überschaubare Orte der Begegnung und der persönlichen Weggemeinschaft.

Besonders in den Städten eröffnen sich neue Gestaltungsmöglichkeiten für eine Pastoral der Zwischenräume. Der Pastorale Raum bietet die Chance, gewachsene Gemeindefraditionen mit den Anforderungen zu verbinden, die eine städtisch geprägte Religiosität heute an die Seelsorge stellt. Er ist eine neue Form, in der sich christliche Gemeinde aufbaut und kirchliche *Communio* lebendig wird. Die *Communio* verwirklicht sich in einem Netzwerk von verschiedenen geistlichen Orten, von denen eine Anziehung ausgeht und um die herum sich verschiedene Teilgemeinden ansiedeln. Eine besondere Herausforderung wird dabei sein, dass innerhalb dieser Vielfalt die Einheit erfahrbar bleibt.¹³

Erste Erfahrungen in unserem Bistum zeigen, dass das Zusammenwachsen mehrerer Gemeinden zu einem Pastoralen Raum eine Menge an Einsatz und Kraft der beteiligten haupt und ehrenamtlichen Personen verlangt. Viel Beziehungsarbeit ist zu leisten, damit die Gemeinden sich aufeinander zu bewegen und gemeinsam eine neue Identität entwickeln. Dabei gilt es die Spannung auszuhalten und zu gestalten, manches Gewachsene zu erhalten und zugleich Neues anzupacken. Straffung und gemeinsame Bündelung von Aufgaben z. B. im Verwaltungs und Gremienbereich eröffnen aber auch Freiraum dafür, sich noch mehr auf die Bereiche auszurichten, in denen sich Menschen heute im Alltag aufhalten. Ein Beispiel ist der Kindergarten: Dort gibt es die Möglichkeit, außer den Kindern vielen Eltern zu begegnen, die interessiert sind an Fragen der Erziehung. Nicht wenige Eltern sind auf der Suche, auch auf der Suche nach Unterstützung bei der religiösen Erziehung ihrer Kinder. Angebote an diesem Ort werden eher angenommen als im direkten gemeindlichen Kontext.

Der Pastorale Raum unterstützt Profilbildungen und Schwerpunktsetzungen in den Gemeinden. Diese dienen letztlich dem Ziel, dass auch in Zukunft lebendig und ausgewogen die drei gemeindlichen Grunddienste – Liturgie, Verkündigung und Diakonie – im Gesamt der Gemeinden verwirklicht werden können. Die einzelnen Gemeinden sind hier mittlerweile oft überfordert. Es kann nicht mehr jede Gemeinde alles alleine leisten. In den Stadtrandgemeinden legt sich häufig eine Schwerpunktsetzung in der Familienpastoral nahe. An einzelnen Orten wird eine ausgesprochen diakonische Profilierung sinnvoll sein; in anderen Gemeinden vielleicht die intensivere Zusammenarbeit mit der Citypastoral, ein Schwerpunkt in der Altenseelsorge, in der Zusammenarbeit mit Schulen oder mit den Katholiken anderer Muttersprachen.

Von einer Reise in verschiedene Diözesen Frankreichs konnten wir (eine Gruppe aus dem Bistum Osnabrück) einen wichtigen Impuls mitnehmen: Mut zu einer exemplarischen christlichen Präsenz! Spürbar war dort eine Grundhaltung: Wir können nur wenig machen, aber

das machen wir gut und mit Mut, Überzeugung und Freude. „Wir haben kein Öl, aber wir haben Ideen.“ So sagte es eine ehrenamtlich engagierte Frau in einem kirchlichen Begegnungszentrum in einer Bürostadt von Paris. In einem Gemeindeverbund einer kleineren Stadt erlebten wir einen kirchlichen Treffpunkt in einem Einkaufszentrum. Dies sind überzeugende Formen einer exemplarischen christlichen Präsenz an Alltagsorten.

Für die Suche nach zukunftsfähigen Formen gemeindlichen Lebens in der Stadt liegen keine fertigen Modelle vor, die einfach nur anzuwenden wären. Die neue Gestalt von Gemeinden wird sich erst im Gehen der nächsten Schritte herausbilden. Christen und Christinnen können diese Schritte aus einem österlichen Vertrauen heraus gehen: Dort, wo Altes vergeht, womit auch Schmerz und Trauer verbunden sind, dort wird Neues wachsen. Sie werden im lebendigen Dialog mit dem Evangelium Wege finden, den modernen „Pilgern“ und „Konvertiten“ ein geistliches Obdach zu bieten.

Anmerkungen:

- ¹ Überarbeitete Fassung eines Vortrags beim Stadtpastoraltag im Dekanat Bremen (Bistum Osnabrück) am 10. Juni 2005.
- ² Vgl. den Bericht über die Weltkonferenz Urban 21 unter: www.bbr.bund.de.
- ³ Wichtige Gedankenanstöße zur Thematik verdanke ich der Dissertationsschrift: M. Grimm: Lebensraum in Gottes Stadt. Jerusalem als Symbolsystem der Eschatologie. (Diss.-Projekt, noch unveröffentlicht).
- ⁴ H.-J. Höhn: Vorübergehend religiös?, in: E. Purk (Hg.): Ortswechsel. Auf neue Art Kirche sein. Stuttgart 2003, 38–47, hier: 43.
- ⁵ Vgl. H.-J. Höhn: GegenMythen. Religionsproduktive Tendenzen der Gegenwart. Freiburg i. Br. 1994, bes. 108–145.
- ⁶ H.-J. Höhn: Vorübergehend Religiös?, 39.
- ⁷ H. Denz (Hg.): Die europäische Seele. Leben und Glauben in Europa. Wien 2002, 39.
- ⁸ Vgl. P. M. Zulehner: Respiritualisierung. Ein Gegentrend, in: Anzeiger für die Seelsorge (1/2004) 20–23, hier: 23.
- ⁹ Vgl. D. Hervieu-Léger: Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung. Würzburg 2004, 59–107.
- ¹⁰ Vgl. Suche nach den Suchenden. Dokumentation zum Tag der diözesanen Räte im Bistum Osnabrück. Hg. vom Bischöflichen Generalvikariat, Osnabrück 2004.
- ¹¹ Vgl. M. Kehl SJ: Die neuen „Lebenshilfegruppen im Glauben“ und die Priester, in: Geist und Leben 78 (2005) 53–60.
- ¹² Ebd., 55; vgl. auch M. Sievernich SJ: Pastorale Räume in der Stadt aus ignatianischer Sicht, in: Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien 55 (2005) 26–35.
- ¹³ Vgl. F.-P. Tebartzvan Elst: Gemeinden werden sich verändern. Mobilität als pastorale Herausforderung. Würzburg 2001, 81–84.

Gunda Werner

Der XX. Weltjugendtag 2005

Der Event als Lustmacher für den Alltag (oder: zwischen Aufbruch und Resignation)

Wie kann Bleibendes gestaltet werden?

1. WJT, was nun? Der Event als Auftakt Netzerbildender Strukturen

Es ist still geworden in Köln. Vor einem dreiviertel Jahr erschien Köln die Stadt der „Benedetto-Rufe“ zu sein. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind wieder in ihren Gemeinden, Verbänden und Gemeinschaften. Die Hauptberuflichen finden in ihren Alltag zurück. Alte, jetzt fast schon neu wirkende und an sich alltägliche Aufgaben stehen an. Umstrukturierungen aufgrund radikaler Sparmaßnahmen erschweren die inhaltliche Arbeit. Nach einem halben Jahr stellt sich die Frage: WJT, was nun?

Winfried Gephardt hat vor dem WJT gewarnt, dass sich zu viele zu viel von diesem Event erwarten.¹ Damit hat er die eine mögliche Perspektive des Events vor Augen gehabt – dass es nämlich ein Charakteristikum des Events sei, einmalig zu sein, auf diese Zeit begrenzt und auf das Erleben hin ausgerichtet. „Events sind planmäßig erzeugte, temporäre Massenereignisse zur Animation eines außeralltäglichen Erlebnisgemeinschaftscharakters.“² Andererseits kann der Event im Alltag tragen, wenn das Gefühl, das er vermitteln will, stark genug ist. Wenn sich nun die Jugendpastoral des Event-Trends bedient, um ihre Inhalte zu transportieren, dann nimmt sie die Gefahr des einmaligen Ereignisses in Kauf. Die Frage nach der Nachhaltigkeit und der Wirkung, zeigt auf der einen Seite die Lage der Verkündigung in

Deutschland und die damit verbundene Notwendigkeit, die junge Generation neu suchen zu müssen. Auf der anderen Seite schafft der WJT mit der langen Vorbereitung und den Erfahrungen der Vielen in dieser einen Woche eine Unhintergebarkeit des Faktischen. Dies scheint die verstärkte Netzwerkarbeit zu sein, die dieses Großereignis überhaupt erst ermöglicht hat. Netzwerke eröffnen die Möglichkeit, Synergien zu schaffen, sie vereinen verschiedene Akteure und Organisationen unter einem Dach. In einem Netzwerk sind Systeme verschiedenster Art miteinander verbunden. Diese Einheiten sind dezentral und autark, so dass beim Ausfall einer die Funktionalität des Gesamt-Netzwerkes nicht eingeschränkt wird oder verändert werden muss. Netzwerke machen Arbeit, kosten Zeit und erfordern eine professionelle Kompetenz. Gelingen sie, sind sie eine hocheffiziente und qualifizierte Arbeitsform, die aufgrund der unterschiedlichen Träger weit reichende Einflussbereiche hat. Die Wirkung dieser Arbeitsform liegt gerade in der Unterschiedlichkeit der Mitglieder, die ihr Bestes zu diesem Thema geben und ansonsten in ihren je spezifischen Bereichen arbeiten und die Netzwerkarbeit dort einfließen lassen. Nicht zuletzt schafft Netzwerkarbeit in ihrer Effizienz, ihrem temporären Treffen und ungewöhnlichen Zusammenstellung Zufriedenheit.³ Die Mitglieder des Netzwerkes haben eine Plattform, auf der sie ihr spezielles Thema vertreten können, mit dem sie in anderen Zusammenhängen alleine dastehen. Für die Netzwerkarbeit, die durch den Weltjugendtag notwendig wurde, gibt es viele Beispiele. Manche Netzwerke waren sicherlich nicht in dem Maße erfreulich, manche dagegen schon. Dabei ist die Netzwerkarbeit keine neue Erfindung. Es stellt sich die Frage, ob es einen Weltjugendtag geben muss, damit die wertvollen Aspekte dieser Arbeit wieder entdeckt werden? Im Blick auf die jugendpastorale Landschaft, die sich durch die Sparmaßnahmen von immer mehr Bistümern verändert, erscheint die Wiederentdeckung ein zukunftsweisender Weg zu sein. Mit weniger personellen und finanziellen Ressourcen nimmt die Notwendigkeit der Zusammenarbeit zu. Diese Situation ist sicherlich vergleichbar mit der Aus-

gangssituation des WJT, weil die Zusammenarbeit nicht aus sich heraus gesucht wurde. Da meines Erachtens kein Weg mehr daran vorbei geht, ist die Betonung des Gewinns so wichtig.⁴ Die Zeiten, in denen die Träger jugendpastoraler Einrichtungen und Zusammenschlüsse über so viele Ressourcen verfügen, dass sie aus eigener Kraft eine große Bandbreite jugendpastoraler Aktivitäten abdecken, sind vorbei.

2. clara.francesco – Beispiel eines Netzwerkexperiments

Die Missionszentrale der Franziskaner in Bonn⁵ hat für den Weltjugendtag ein solches Netzwerkexperiment gestartet: Zusammengekommen sind 210 Franziskaner, Franziskanerinnen, Klarissen, Franziskanische Gemeinschaft, Laien, Jugendliche, Musiker, Musikerinnen, Künstler und Künstlerinnen aus mehreren Ländern und Kontinenten, die das Franziskanische Begegnungszentrum auf dem XX. Weltjugendtag 2005 in der Durchführung ermöglicht haben. Die Vorbereitung geht auf ein Task-Team aus Franziskanern aus Deutschland, den Niederlanden und Laien aus der Missionszentrale zurück. Die Mitwirkenden des Begegnungszentrums waren zu einem Auftakttreffen eingeladen und danach in verschiedenen Gruppen aus ihrem Alltag heraus an der Vorbereitung beteiligt. In der Planung für das Begegnungszentrum auf dem Weltjugendtag ist von vorneherein in den Blick genommen worden, dass es anschließend weitergeht. Mit diesem Team, zu dem die Einladung des Mitmachens auf dem Weltjugendtag ausgesprochen wurde. Klara und Franziskus sind die beiden Heiligen, die bis heute die Franziskanische Familie prägen und stehen im Mittelpunkt der nächsten drei Jahre. Dazu kommt das Jubiläum der 800-jährigen Berufung von Franziskus und der Gründung seiner Lebensform. Im Vorfeld des Weltjugendtags wurde das MusikTanzTheater clara.francesco geschrieben, inszeniert und schließlich dort uraufgeführt. Es wird bis 2007 in Deutschland und im europäischen Ausland auf Tournee sein. Ziel der Aufführungen ist es, die beiden Heiligen in den Mittelpunkt zu

stellen. Die franziskanische Familie ist davon überzeugt, dass diese beiden Heiligen auch heutige junge Menschen ebenso begeistern können wie in ihrer Zeit. Sie möchte in der Konzentrierung auf Klara und Franziskus von Assisi zum einen das Charisma der Franziskanischen Familie in den Mittelpunkt stellen, zum anderen aber auch und vor allem jungen Menschen von heute Biographien anbieten, mit denen sie sich auseinandersetzen können. Klara und Franziskus bieten in ihren Biographien zugleich den Ernst und die Konsequenz an, die Lebensentscheidungen mit sich bringen.

Mit dem MusikTanzTheater bedient sich die Missionszentrale der Form des Events, um Inhalte zu transportieren. Mit diesem Ziel im Blick stellt sich für die Missionszentrale die Aufgabe, im Rahmen einer Aufführung Veranstaltungen zu organisieren, die sich der Auseinandersetzung mit den Inhalten widmen. Auf diese Weise entstehen Kooperationen mit Schulen, Klöstern, Gemeinden, Bischöflichen Jugendämtern, Jugendkirchen etc. So kann eine Aufführung eingerahmt sein von Besinnungstagen, kreativen Angeboten, Gesprächsrunden oder erlebnisorientierten Veranstaltungen. Da diese von den Trägern vor Ort organisiert werden, besteht die Aufgabe der Missionszentrale darin, diese subsidiär zu unterstützen. Dem erweiterten Task-Team, jetzt Vernetzungsteam, stellen sich hingegen auch die Aufgaben einer internen Auseinandersetzung über Franziskanische Inhalte und ihr Verständnis als Franziskanische Menschen. Für diese Fragen und die konkreten Projekte ist in einem vierteljährlichen Treffen eine Plattform geschaffen worden. Bisher, ein halbes Jahr nach dem Weltjugendtag und fast zwei Jahre nach dem Beginn dieses Prozesses werden neue Veranstaltungsformen ausprobiert und neue Kooperationen geschaffen, so dass diese Form des Arbeitens sich bisher gelohnt hat und weiter ausprobiert wird.

3. Jugendpastorale Ziele im Kontext von Netzwerk und Event

Am Beispiel der Missionszentrale der Franziskaner werden einzelne Aspekte deutlich,

die auch für andere Bereiche der Jugendpastoral interessant sein könnten. Zugleich zeigen sich in dem Experiment Merkmale jugendlicher Religiosität, deren Diskussion sich ebenfalls lohnt. Zunächst fallen zwei Dinge auf: Die Netzwerkarbeit wird fortgesetzt und die Form des Events gewählt.

Die Erfahrung des Weltjugendtags hat das Gefühl hinterlassen, dass es in der Tat möglich ist, mit unterschiedlichen Lebensformen und Ideen ein gemeinsames Projekt zu starten. Erst der Erfolg dieses Vorhabens hat das Vertrauen ermöglicht, zusammen weiter zu arbeiten und sich gemeinsam sowohl anderen, weniger konkreten Projekten als auch Fragen zu stellen. Allein für diese Befähigung zu einer intensiven inhaltlichen Arbeitsfähigkeit hat sich der Aufwand gelohnt. Die auch durch die Medien bestätigte Erfahrung, dass es wieder möglich ist, über Glauben, Gott, ja, sogar über Kirche zu sprechen, erhöht zugleich die Offenheit, dies auch in Arbeitskontexten zu tun. Dies gilt es auszubauen.

Darüber hinaus wird auch nach dem Weltjugendtag die Form des Events gewählt. Denn jede Aufführung entspricht den Kriterien des Events. Die Tatsache ist insofern interessant, als dass der Event bei aller Kritik die vor und nach dem WJT geleistet wurde, etwas bietet, was andere Formen nicht zu bieten scheinen. Die Unmittelbarkeit des Erlebnisses eröffnet einen hohen Grad an Emotionalität. Darüber kann der Zugang zu einer Aufmerksamkeit geschaffen werden, die Zuhören und Mitgehen ermöglicht.

Der eigentliche Dreh- und Angelpunkt ist die jugendpastorale Option, die hinter den Netzwerken und Events steht. Die Frage nach der Wirkung entscheidet sich in erster Linie daran. Johanna Rahner hat im Vorfeld des Weltjugendtags die Unterscheidung eingeführt, inwieweit der Weltjugendtag in seiner Ausrichtung eine Option „mit der Welt“ oder „gegen die Welt“⁶ sein wird. Die Option „gegen die Welt“ erscheine demnach im Blick auf den Weltjugendtag „als heile Welt des Katholisch-

Seins⁶⁷, die die unhintergehbare Faktizität der Pluralität entweder mit einem demonstrativen zur Schau-Stellen der Hierarchie der Kirche umgeht oder aber sich geschlagen gibt und die integralistische Idee aufrecht erhält „in ihrer postmodernen Light-Fassung: ‚Alles ist katholisch, Hauptsache die Hierarchie wird anerkannt.‘“⁶⁸ Dahinter steht letztlich und sehr vereinfacht die Auffassung, dass das Bild von Gott und seinem Heil feststeht und von oben herab vermittelt wird. Die „Option mit der Welt“ dagegen bedeutet, sich ernsthaft mit der Jugend in den Dialog zu begeben und ihre Welt als Teil der Welt der Kirche zu sehen.⁹ Dadurch hat Johanna Rahner erneut die Notwendigkeit einer subjektorientierten Jugendpastoral eingefordert.¹⁰ Dahinter steht jedoch noch die Frage, wie Subjekt verstanden wird. Meines Erachtens muss eine subjektorientierte jugendpastorale Option in ihren Zielen sich von Vorstellungen trennen, in denen Jugendliche primär aus dem Blickpunkt der Erwachsenengeneration gedacht werden. Denn in der Tat ist der Blick auf Jugendliche nicht frei von Projektionen und die Frage nach der Kirchlichkeit von Jugendlichen auch nicht frei von Sorgen, sind sie doch die Tradenten von morgen.¹¹ Da sich die Veränderungen nicht mehr zurückdrehen lassen, gilt es mit ihnen Jugendpastoral zu gestalten. Konkret geht es darum, die Option mit einem veränderten Identitätsbild ins Gespräch zu bringen. Identität bildet sich nicht mehr in der Kontinuität aus, die der der Hauptberuflichen in weiten Teilen entspricht. Für Jugendliche heute ist der Ort des Aufwachsens eine Station, der der Ausbildung/ Studium eine nächste, der der Arbeit eine weitere. Die Wahrscheinlichkeit, über längere Zeit an einer Arbeitsstelle, in einer Stadt, mit einem/r Partner/in sein Leben zu teilen, wird immer geringer. Identität bildet sich im Fragment aus.¹² Für eine subjektorientierte Jugendpastoral bekommt gerade in dieser Perspektive die Form des Netzwerkes und des Events eine begründete Plausibilität. Denn die ortsgebundene Frömmigkeit wird für die meisten Jugendlichen und jungen Erwachsenen von heute kein Modell der Zukunft mehr sein können. Das Netzwerk dagegen ermöglicht Engagement und Verbindlichkeit in einer Form, die trotz hoher Mobilität

Aktivitäten nicht ausschließt. So ist das Netzwerk eine Arbeitsform, die durch ihre spezifische Arbeitsweise Kontinuität bei Veränderung ermöglicht. Das ist einer der entscheidenden Unterschiede zur herkömmlichen Arbeitsform der Pastoral: Die wenigen effektiven Treffen, die sich einer Aufgabe, einem Projekt, einem Thema mit einem klaren Ziel verschreiben, aus unterschiedlichen Menschen zusammengesetzt sind und dadurch Kontakte ermöglichen, stellen eine attraktive Arbeitsform da. Wenn die Shell-Studie 2002 junge Menschen als „Egotaktiker“ beschreibt,¹³ hat sie kein neues Wort für Egoisten gefunden, sondern entdeckt, dass sich junge Menschen dort engagieren, wo sie etwas davon haben. In dem Maße, in dem Einsatz das Leben bereichert und Zukunftschancen erhöht, wird er attraktiv und gewählt. Für die alltägliche Arbeit wäre es lohnend, bei der Organisation von Projekten und Veranstaltungen die Vorbereitungsgruppe unter diesem Aspekt zusammenzustellen und zu leiten!¹⁴

Der Event auf der anderen Seite schafft eine Vergemeinschaftung auf eine begrenzte Zeit und ist gerade deswegen attraktiv. Er verbindet in seiner Form die drei wesentlichen Merkmale jugendlicher Religiosität: Die Emotionalität, die Biographie und die Ästhetik. Besonders Matthias Sellmann setzt sich dafür ein, dass jugendpastorale Angebote sich dieser drei Elemente bedienen müssen, wenn sie Jugendliche heute ansprechen wollen.¹⁵ Konkret bedeutet das, dass die Ausdrucksformen, die für religiöse Veranstaltungen gesucht werden, nach dem Subjekt fragen müssen. Dass sich gerade darin die „Option für die Welt“ entscheidet, hat Johanna Rahner eindrucksvoll aufgewiesen.¹⁶ Welche Rolle spielt z. B. die Zielgruppe in der Vorbereitung? Jugendliche ermahnen darüber hinaus die Jugendpastoral, sich vergessener Dimensionen des Religiösen zu erinnern: Der Ästhetik und der Emotionalität. Die Biographiebezogenheit erreicht eine direkte Plausibilität, da sie den biblischen Grundzügen des Zugangs Gottes entspricht. Die jugendliche Ästhetik scheint da zunächst schwerer zu vereinbaren zu sein. Nach Sellmann ist es dabei nicht nur wesentlich, dass die Veranstaltung Jugend-

liche anspricht, in dem sie sich ihrer Stilmerkmale bedient, sondern auch von Menschen geleitet wird, die in ihrem eigenen Ausdruck eine ästhetische Linie haben.¹⁷ Die direkte Verknüpfung zwischen Äußeren und dem Wert der Botschaft ist ein bestimmendes Element jugendlicher Ästhetik. Die Emotionalität wiederum ist einer der Zugänge zum Religiösen, der durch seine Ummittelbarkeit direkt anspricht. Religion und Glauben werden ästhetisch erschlossen, denn die kognitive Verengung ist für heutige Jugendliche nicht mehr attraktiv.¹⁸ Andererseits bedarf es gerade bei emotionalisierten Gottesdienstformen einer umso gründlicheren Vorbereitung und Nachbereitung.

Wenngleich der Event nicht die einzige Form bleiben kann, ist er doch der Ort, an dem eine Besinnung und Orientierung geschehen kann, ein Ort, der Lust macht, dabei zu bleiben. *Vielleicht ist das die wesentliche Aufgabe der Eventform: Lust zu machen, auch im Alltag mit Kirche verbunden zu bleiben.* Denn gerade die ungewöhnliche Kombination, die ein gelungener Event aus Biographie, Emotion und Ästhetik schafft, die aus sich selbst die Jugendlichen berührt, kann Nachdenken und Reflexion ermöglichen und „damit für den entscheidenden Moment länger im Kopf und Gefühl [...] bleiben, der Nachhaltigkeit auch in Events schafft.“¹⁹

4. Und die Gretchenfrage: WJT was nun und was bleibt?

Die exemplarische Ausführung über das MusikTanzTheater clara.francesco hat eine Möglichkeit beschrieben, wie sechs Monate nach dem Weltjugendtag die Energie weiterwirken kann. Jenseits der konkreten Situation hinter dem und den vielen anderen Projekten, können Merkmale der Pastoral herausgebildet werden, die jugendpastorales Arbeiten erleichtern können. Die Konsequenz der Subjektorientierung in der Pastoral bedeutet, sich wirksam von der Defizitperspektive in der Seelsorge zu verabschieden. In dieser Perspektive wird nämlich der Unterschied markiert zwischen dem seelsorgenden Subjekt, das dem zu beseelsorgenden

Subjekt voraus ist. Ein Abschied dieser Perspektive bedeutet, dass das latente Machtgefälle aufgegeben wird. Henning Luther kehrt die Perspektive der Seelsorge wirksam um: Für ihn bedeutet Seelsorge immer, von der Grenze her zu denken und die klassisch zu beseelsorgenden Subjekte als die eigentlich kompetenten Seelsorgenden in ihrem Bereich anzusehen. Seelsorge wird zu einer solidarischen Beziehung. Für die Jugendpastoral bedeutet dies, dass sich zwei „Experten“ treffen und sich gegenseitig beraten können. Die Jugendlichen die Erwachsenen in ihren Themen und Fragen, die Erwachsenen in ihren. Auf diese Weise wird ein Dialog möglich.²⁰ Sie bedeutet ferner, die Postmoderne als lebensgeschichtlichen Kontext ernst zu nehmen und individuelle Lebensentwürfe wertzuschätzen.²¹ Diese Wertschätzung kann sich zum Beispiel in der Veränderung der Arbeitsformen niederschlagen. Indem Netzwerkarbeit verstärkt wird, kann Engagement Jugendlicher und junger Menschen mit der notwendigen Mobilität eher verbunden werden. Das bedeutet auch, dass die Form der Events durchaus eine gelungene Feierform ist. Für diese können Experten für ästhetische Formen des Lichts und der Musik gesucht werden. Was heißt das konkret?

- Unterschiedliche Formen des Gottesdienstes zu unterschiedlichen Zeiten ausprobieren mit Licht, Musik, Bewegung, Stille, die ästhetisch-emotionale Vermittlung der verstärkt Verbalen vorziehen.
- Auf die Sprache und die Themen in den Gottesdiensten achten: Wen sprechen sie an? Wen haben sie vor Augen?
- Unterschiedliche Feierformen in der Gemeinde ausprobieren; mit Musik und Tanz arbeiten.
- Zusammenschluss von Gruppen/Gemeinden auch überregional für ein solches Ereignis.
- Netzwerke für Entwicklung von Feierformen suchen oder gründen. Mit der Zielgruppe Jugend auch überregional und vor allem punktuell denken.
- Den Wagnischarakter des Glaubens in Formen ausdrücken: Experimente wagen und nachfragen, wie sie empfunden wurden.
- Ganzheitliche Formen der Weitergabe von

Inhalten für traditionelle Formen suchen. Z. B: Firmvorbereitungen zu dem zu machen, was sie sind, durch erlebnisnahe Formen (Kletterzeiten; Wanderzeiten; Abenteuerwege): Ein Suchweg des Glaubens und Erwachsenwerdens.

- Internationale Kontakte schätzen und im Ort suchen.
- Den diakonischen Aspekt über direkte Aktivitäten betonen: Workcamps etc.
- Vorhandene Jugendmusikbands/Sprayergruppen etc. suchen, den Kontakt aufbauen und ihre Kompetenzen anfragen für Gottesdienste, Feiern etc.

Nach Gephardt liegt die Stärke des Weltjugendtags darin, dass er eine den Alltag transzendierende festliche Atmosphäre schafft, die in einer Mischung aus „Heiligem“ und „Profanem“, „also aus Abenteuer und Spaß einerseits, spirituellen Erlebnissen und Bekenntnis andererseits“²² besteht. Das kann ein Schlüssel für Experimente im Alltag einer Gemeinde sein. Denn in allem geht es letztlich darum, die Ahnung zu eröffnen, dass der Weg des Menschen mit dem Gott der Bibel eine Reise durch die Freiheitsgeschichte ist, die Gott mit dem Menschen ohne jedes Wenn und Aber geht. „Die biblische Verheißung gilt immer – aber wie sie zur Geltung kommen kann, hängt an der einfühlsamen Wahrnehmung unterschiedlicher lebensgeschichtlicher Situationen.“²³

Anmerkungen:

- ¹ Erich Garhammer: Ein Gespräch mit Winfried Gephardt, in: Jugendkirchen. Transformation des Religiösen. Lebendige Seelsorge (55) 4/2004, 251–156, hier: 255.
- ² Michael N. Ebertz: Binnenpluralisierung der Kirche. Typen von Sozialformen und Mitgliedern, in: Klaus Arntz u. a. (Hg.): Mittendrin statt nur dabei. Christentum in pluraler Gesellschaft. Regensburg 2003, 117–142, hier: 136.
- ³ Marc-Ansgar Seibel/Gunda Werner: Weltjugendtag mit Wirkung. Der XX. Weltjugendtag 2005 und die große Frage: was bleibt?, in: Anzeiger für die Seelsorge 114, Juni 2005, 16–21, hier: 20.
- ⁴ Die 18–26-Jährigen sind die erste Generation, die in der radikalisierten Moderne nach dem Abbruch gemeinsamer Werte- und Sinnsysteme aus den Meta-Erzählungen der Moderne leben; vgl. Uta Pohl-Patalong: Seelsorge zwischen Individuum und Gesellschaft. Elemente zu einer Neukonzeption der Seelsorgetheorie. Stuttgart/Berlin/Köln 1996, 55–122. Sie sind autonome Sinn-Konstrukteure (Matthias Sellmann: Jugend und Religion. Oder: Nietzsches Enkel, Nietzsches Erben. Vortrag auf dem 7. Symposium Jugendpastoral „von Werte-Bastlern und Sinnsuchern“ vom 19.–21.11.2003 im Jugendpastoralinstitut Don Bosco Benediktbeuren, 4). Sie sind in der sich wandelnden Gesellschaft ständig gezwungen, „sich in ihrem Selbst- und Sinnverständnis neu zu entwerfen“ (Gunda Werner: Eine Generation ohne Gott? Schlaglichter zur „äußeren“ und zur „inneren“ Lebenssituation junger Menschen in Deutschland“. Vortrag auf dem 3. Pastoral-kongress „Perspektivenwechsel – Gott im Leben junger Menschen“, Vallendar-Schönstatt 1.–4. Juni 2004, www.spurensuche.info, 8). Die enorme Mobilität, die mit der postmodernen Jugend und Jungen Erwachsenen einhergeht, ermöglicht auf der anderen Seite ganz neue Arbeitsformen.
- ⁵ Mehr Infos unter www.mzf.org oder direkt bei: Dr. Gunda Werner.
- ⁶ Johanna Rahner: Der Global-Player und die vielen Spielregeln. Was ist heute (noch) katholisch? Vortrag auf der Jahrestagung für Jugendseelsorge „Vernissage des Glaubens. Gottesbilder, Menschenbilder, Kirchenbilder. Was zeigen wir auf dem Weltjugendtag?“ 18.–20. Oktober 2004 im Jugendhaus Josefstal.
- ⁷ Ebd. 8.
- ⁸ Ebd. 8.
- ⁹ Vgl. ebd. 10f.
- ¹⁰ Dieser Gedanke selbst ist nicht neu, da er auf die anthropologische Wende in der Theologie (Karl Rahner) zurückgeht. Interessant ist die Verknüpfung des Kirchenbildes mit der Subjektorientierung im Blick auf die Vorbereitung des Events.

- ¹¹ Vgl. Sellmann: Jugend und Religion, 1.
- ¹² Vgl. Henning Luther: Identität und Fragment. Praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen, in: ders.: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992, 160–182.
- ¹³ Deutsche Shell (Hg.): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Frankfurt 2002, 33.
- ¹⁴ Zum Beispiel wäre es eine Möglichkeit, als Mitglieder einer solchen Gruppe örtliche „Größen“ zu gewinnen, die für Jugendliche Kontaktmöglichkeiten eröffnen.
- ¹⁵ Vgl. Sellmann: Jugend und Religion, 4–6.
- ¹⁶ Vgl. Rahner: Der Globalplayer, 8–11.
- ¹⁷ Der Zusammenhang zwischen dem äußeren Aussehen und der inneren Botschaft ist für Jugendliche unmittelbar. So darf das Engagement in Kirche nicht peinlich sein und das meint vor allem das äußere Aussehen der Hauptberuflichen oder Ehrenamtlichen. „Mit Religion darf man nicht scheiße aussehen“ (Sellmann: Jugend und Religion. 5).
- ¹⁸ Vgl. Matthias Sellmann: „Schön war’s“. Plädoyer für eine ästhetisch gewendete Glaubenskommunikation mit Jugendlichen, in: Lebendige Seelsorge 4 (2004), 229–234, bes. 231ff.
- ¹⁹ Gunda Werner: „der entscheidende Moment länger im Kopf ...“, in: Missionszentrale der Franziskaner (Hg.): Missionsdienst. Medieninformationen. Bonn (12) 2005, 8f.
- ²⁰ Vgl. Henning Luther: Alltagsseelsorge und Seelsorge. Zur Kritik am Defizitmodell des Helfens, in: ders.: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992, 224–238.
- ²¹ Vgl. Werner: Macht Glaube glücklich? Freiheit und Bezogenheit als Erfahrung persönlicher Heilszusage. 224; Stefan Gärtner: Orientierungslos? Seelsorge in der Postmoderne, in: Diakonia 35 (2004), 217–222.
- ²² Garhammer: Gespräch mit Winfried Gephardt. 255.
- ²³ Henning Luther: Theologie und Biographie, in: ders.: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992, 37–44, hier: 40.

Leserbrief

Zu Bernhard Wunder: Damit das Dorf in der Kirche bleibt. (Heft 2/2006, S. 35-37)

Bernhard Wunder betont in seinem Artikel zu Recht, dass es wichtig ist, die Pastoral im ländlichen Seelsorgebereich als ein Netzwerk von kirchlichen Standorten zu entwickeln.

Ich möchte seine Ausführungen in einem Punkt ergänzen:

In der Eifel – und vielleicht nicht nur dort – gibt es Pfarren mit einer Vielzahl von Kapellengemeinden. Oft war es so, dass das Dorf eine Kapelle baute, zumindest darum kämpfte und dafür erhebliche Aufwendungen machte (Geld oder Arbeit). Schon vor Jahrzehnten hatte ich den Eindruck, dass Kapellen und Kapellengemeinden bei vielen Pfarrern ungeliebt waren. Sie fürchteten, dass durch die Kapellen neue Dienste auf sie zu kämen und dass Gelder in die Kapelle statt in die Pfarrkirche flössen. Im Zusammenhang mit weniger Personal und weniger Geld müssen die Kapellen(gemeinden) nun als erste „dran glauben“.

Dahinter stecken ausgesprochen oder unausgesprochen 3 Gründe:

– eine priesterzentrierte Pastoral: Der Pastor kann nicht alles, aber er will alles unter Kontrolle haben. Gottesdienste in Kapellengemeinden (und ebenso in Nachbargemeinden) werden auf das Maß reduziert, das der Pastor leisten kann;

– ein bestimmtes Verständnis von Sonntagspflicht: Sie wird nur erfüllt, wenn die Christen an einer Eucharistiefeier teilnehmen. Ein Wortgottesdienst in einer Kapelle oder Dorfkirche „genügt“ nicht;

– die Sorge um das liebe Geld: Viele Gemeinden wissen nicht, wie sie finanziell über die Runden kommen sollen; viele kirchliche Standorte kosten Geld und vermindern die Kollekten in der Pfarrkirche.

Daher werden Messen in Kapellen (oder früher eigenständigen Dorfgemeinden) gestrichen; die Gläubigen sollen in die Pfarrkirche (oder Zentralgemeinde) kommen. Die Argumente dafür werden im Artikel von Herrn Wunder genannt und analysiert.

Tatsächlich haben – wie ich höre viele engagierte Christen zwar Verständnis für Grenzen der Belastbarkeit des Pfarrers und die finanziellen Nöte, aber viele sind auch verärgert und gehen nicht in die Pfarr- oder Zentralkirche. Die Sonntagspflicht überzeugt immer weniger Gläubige, die emotionale Bindung an die wechselnden Pfarrer ist schwächer, zuletzt bleibt der Vorwurf: Es geht ums Geld. Und man wehrt sich, wenn die eigene Kapelle aufgegeben werden soll.

Eine sinnvolle pastorale Alternative könnte es sein, nicht vom Priester oder Geld her zu denken, sondern von den Menschen im Dorf aus. Zumindest manchmal scheint es mir so zu sein: Die Christen im Dorf identifizieren sich mit ihrer Kapelle. Sie sind bereit, für den Erhalt ihrer Kapelle kostenlos handwerkliche Arbeiten auszuführen und zu spenden. Es käme darauf an, darüber hinaus das Dorf zu befähigen, in der eigenen Kapelle selbst Gottesdienste zu feiern. Das Dorf oder die engagierteren Christen im Dorf wären eine Art Basisgemeinde. Der Pfarrer muss dann nicht eine Vielzahl von Gottesdiensten selbst halten, mehr als gut ist, sondern er sieht eine wichtige Aufgabe darin, die Dörfer zu einer gewissen Eigenständigkeit zu führen. In den Kapellen wäre jeden Sonntag ein Wortgottesdienst; wer möchte fährt in die Pfarrkirche zur Eucharistie. Mit den Christen des Dorfes würden z.B. folgende Fragen überlegt: Wer ist bereit, Wortgottesdienste zu halten? Wer wird akzeptiert? Welche Vorbereitung ist erforderlich? Bei welchen Anlässen (z.B. Patrozinium, Kirmes, Dorffeste, Beerdigung usw.) oder in welchem Rhythmus ist eine Eucharistiefeier im Dorf? Wann ist Gottesdienst nur in der Pfarrkirche (z.B. Osternacht)? Wie beteiligt sich das Dorf an den Kosten für die Pfarre bzw. die Zentralgemeinde und ihre Verwaltung?

Es gibt keine positive Zukunftsperspektive, die Pastoral um immer weniger Priester und Geld zu organisieren. Sinnvoller ist die

Entwicklung eines Netzwerkes von „Basisgemeinden“, das ansetzt an der Dorfgemeinschaft und ihrer Kapelle. Ein Blick auf Lateinamerika oder Afrika kann nicht schaden! Wenn ein Dorf allerdings seine Kapelle oder Kirche nicht weiter trägt und nicht zur Entwicklung zu einem relativ eigenständigen Gottesdienst bereit ist, dann muss dieser Standort aufgegeben werden. Aber die Kirche würde eine große pastorale Chance verpassen und Menschen und Dörfer verlieren, wenn sie die Kapelle bzw. die Kirche im Dorf gegen die Menschen dort aufgäbe.

*Pfr. i. R. Dr. Herbert Kaefer
53937 Schleiden-Gemünd*

Literaturdienst

Johannes Schneider OFM: Kirschen im Winter. Kostproben aus dem Leben der heiligen Klara von Assisi. Aleph-Omega-Verlag, Salzburg 2005. 217 S.; 9,80 EUR.

Frauen und Kirche sind seit Jahrhunderten ein spannungsvolles Thema und weibliche Heilige bestärkten anscheinend nur zu oft ein Klischee in den Köpfen durchaus frommer Männer: Das „schwache Geschlecht“ sei zart, keiner intellektuellen Arbeit fähig, mit starker (männlicher) Hand zu schützen und zu führen und nach Möglichkeit vor der Welt zu bewahren. Auch wenn es seit der frühen Kirche immer wieder Frauen gab, die mit großem Mut und bewunderungswürdigem Charisma ihren Weg der Nachfolge gingen, das Frauenbild findet sich teilweise bis heute.

Dieses Dilemma männlicher Wahrnehmung spürt auch der Vf. in Bezug auf Klara von Assisi und geht ihm nach. Sein zwar kleines, aber sehr reichhaltiges Buch, forscht quer durch die Schriften der Heiligen und weitere Zeugnisse ihres Lebens. Mit Recht Kostproben genannt, sind die einzelnen Texte – Vorträge, Predigten oder Artikel – aber kenntnisreich und ansprechend zu lesen. In sieben Kapiteln und einem Anhang bietet der Vf. „Früchte“ aus seiner langjährigen Beschäftigung mit Klara von Assisi an, die eher eine „spirituelle oder pastorale Auswertung der Quellen“ sind als „Beiträge zur gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskussion“. (7)

Johannes Schneider OFM bringt dem Leser nahe, Klara und Franziskus zusammen zu sehen: Die Ergänzung, die beide einander waren und die erst das volle, franziskanisch-klarisanische Charisma deutlich macht und ausstrahlen lässt bis in unsere Tage hinein. So ist es folgerichtig, dass der Vf. unter anderem die Texte Klaras und ihren Berufungsweg als Folie nimmt, um Impulse für das Thema Berufung heute aufzuzeigen. (41f)

Einige der Texte haben einen eher wissenschaftlichen Ton, wie zum Beispiel „Zum Weg geworden“ (45–50); andere lassen als Hintergrund einen geistlichen Vortrag oder eine Gemeindepredigt vermuten wie „Feuer vom Himmel“ (87–92). Das hindert aber nicht daran, das Buch mit Gewinn zu lesen. Was unverständlich bleibt ist die Klassifizierung des letzten Teils des Buches als Anhang. Diese manchmal fast spannenden Berichte mediävistischer Detektivarbeit bezüglich alter Handschriften oder Berichte aus Klarissenklöstern hätten durchaus als Teil 2 des Buches bezeichnet werden können.

Das reiche Angebot der Fußnoten wird nur den stören, der sich auf die liebevolle und manchmal meditative Melodie des Buches nicht einzulassen weiß.

Maria Anna Leenen

Andreas Kampmann-Grünewald: Solidarität oder „Sozialkitt“? Der Strukturwandel freiwilligen gesellschaftlichen Engagements als Herausforderung christlicher Praxis. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 2004. 341 S.; 29,80 EUR.

Mit der vor allem durch massive Sparmaßnahmen ausgelösten organisatorischen und pastoralen Neuorientierung vieler deutscher Diözesen steht auch das Bemühen um ehrenamtliches bzw. freiwilliges Engagement vor ganz neuen Herausforderungen. Herkömmliche Werbungs- und Förderungsstrategien, die primär auf den Erhalt des Vorhandenen zielen, werden hier ebenso wenig weiterführen wie Ideale und Visionen, die in der Praxis nicht einlösbar sind. Vielmehr wird es darum gehen müssen, weit über den Bereich der Kirche hinausreichende Wandlungsprozesse wahrzunehmen und in ihnen ein spannendes Lernfeld für die Entwicklung der eigenen – kirchlichen – Praxis zu sehen.

Genau diese Herausforderung anzunehmen, verspricht der Titel einer von Norbert Mette und Hermann Steinkamp betreuten und von den Diözesen Münster und Osnabrück geförderten Dissertation des ehemaligen BDKJ-Bundesvorsitzenden Andreas Kampmann-Grünewald. Die Arbeit gliedert sich in drei recht unterschiedliche Teile. Der erste und mit Abstand umfangreichste Teil (15–185) befasst sich mit den individuellen, sozialen und institutionellen Wandlungsprozessen vom „traditionellen“ zum „modernen“ Engagement. Der zweite Teil (187–285) widmet sich zwei kirchlichen Handlungsfeldern – der katholischen Jugendverbandsarbeit und dem Modellverbund Freiwilligen-Zentren des Deutschen Caritasverbandes – und analysiert, inwieweit diese den zuvor beschriebenen Prozessen Rechnung tragen. Der ob seines geringen Umfangs in der Gliederung nicht eigens hervorgehobene, seinem Inhalt nach jedoch deutlich abgrenzbare dritte Teil (285–310) befasst sich schließlich mit der Entwicklung eines (von der Befreiungstheologie inspirierten) Solidaritätsbegriffs, in dem der Autor die Basis einer spezifisch christlichen Praxis freiwilligen gesellschaftlichen Engagements erblickt.

Was die drei Teile zusammenhält, ist nicht nur ein durchweg hohes Reflexionsniveau, sondern auch eine hervorragende Kenntnis der zum Thema vorliegenden Fachliteratur. Wer sich einen Überblick über die wichtigsten Themen und Argumentationsfiguren der aktuellen Ehrenamtsdebatte verschaffen will, wird von Kampmann-Grünewald gut bedient.

Voraussetzung dafür ist allerdings, dass man sich die Mühe macht, ein arg verschraubtes Soziologendeutsch in einfache und verständliche Sätze zu übertragen. Denn Kampmann-Grünewald liebt es, Dinge, die sich auch schlicht sagen ließen, in eine Sprache zu kleiden, die vor Fremd- und Bindestrichwörtern nur so strotzt. Um nur

ein kleines Beispiel zu nennen: Warum betreiben katholische Jugendverbände Imagekampagnen? – Der Autor: eine Imagekampagne ist „ein Element ‚reflexiver Modernisierung‘ katholischer Jugendverbandsarbeit in dem Sinne, dass sie deren aporetisch gewordene sozio-moralische Konstitution durch ein verbandliches Identifikationsangebot zu substituieren versucht, das aber statt auf die Rekonstruktion lebensweltlicher verbandlicher Kontexte primär auf organisationale Modi der Systemintegration abstellt“ (225).

Des Autors ungestüme Freude am Gebrauch soziologischer Fachbegriffe ist freilich nur die äußere Seite einer inneren/inhaltlichen Problematik. Kampmann-Grünewald greift in reichem Maße auf sozialwissenschaftliche Theoreme und Ideologeme zurück, um sie einem Kirchenbild gegenüberzustellen, das ihnen in seiner Unhinterfragtheit oder „Axiomatik“ (um ein Lieblingswort des Autors aufzugreifen) in keiner Weise nachsteht: „Ohne Zweifel hat das Dienstleistungsparadigma einen unbestreitbaren ‚Modernitätsbonus‘ gegenüber [...] der neofundamentalistischen Abschottung, die an die Traditionsbestände des ehemaligen katholischen Sozialmilieus anzuknüpfen versucht und bewusst ein elitäres, ideologisch hoch aufgeladenes Verständnis von Mitgliedschaft pflegt“ (219).

Wenngleich der Autor das Dienstleistungsparadigma letztlich doch durch den von ihm entwickelten Solidaritätsbegriff ersetzt, ist das Zitat symptomatisch für einen Dualismus, der seine gesamte Arbeit durchzieht: auf der einen Seite die von ihm ohne größere Umschweife gesetzten „posttraditionellen Bedingungen“ (11) – genauer: ein „postmodernistisches Zersplitterungsideal“ (sic!), das sich jedem Versuch, auf Übereinstimmung und Synthese zu drängen, widersetzt (29) – und auf der anderen Seite ein vor allem in Kreisen der kirchlichen Hierarchie anzutreffender Neofundamentalismus, der durch den Rückgriff auf kirchliche Traditionsbestände – sei es in Gestalt der klassischen Theologie, sei es in Gestalt der traditionellen Konstitution von Gemeinde als Pfarrei – nichts als antimodernistische Abschottung betreibt (190, 195 u. ö.).

Einmal abgesehen davon, dass hier offensichtlich ein Konflikt der 70er Jahre (Pfarrei versus Gemeinde) fröhlich Urständ feiert, stellt sich dem kritischen Leser die Frage, ob Rückgriffe auf kirchliche Traditionsbestände nicht auch ein wichtiges Korrektiv gegenüber einer allzu unkritischen Rezeption sozialwissenschaftlicher Theoreme sein könnten. Anders gefragt: Warum sollte die Auseinandersetzung mit Formen kirchlichen Engagements, wie sie die frühchristlichen Gemeinden kannten oder wie sie der Sozialkatholizismus des 19. Jahrhunderts entwickelt hat, nicht mindestens ebenso anregend für eine zukunftsfähige christliche Engagementpraxis sein wie ein von Sozialwissenschaftlern entwickeltes und theologisch überhaupt nicht reflektiertes Dienstleistungstheorem?

Was Kampmann-Grünewald im Letzten treibt, derart mit Tradition und Hierarchie ins Gericht zu gehen, offenbart vor allem der folgende Satz: „Vor dem Hintergrund der religionssoziologischen und gesellschaftstheoretischen Überlegungen geht es letztlich um die Frage nach der Möglichkeit einer ReKonstruktion der auf Gemeinschaft zielenden und zum Preis ihrer Selbstabschaffung auch auf Gemeinschaft angewiesenen Praxis des christlichen Glaubens“ (195). Was zunächst auf eine Reform der bestehenden Gemeinschaft christlichen Glaubens (sprich: der Kirche) zu zielen scheint, erweist sich bei näherem Betrachten als das Bestreben, genau diese (sakramental verfasste) Gemeinschaft zu überwinden. Denn die von Kampmann-Grünewald (re)konstruierte Praxis des christlichen Glaubens „entsteht nicht nur und nicht typischer in den kirchlichen Gemeinden, sondern in allen neuen Strukturen und Formen sozialer Zusammenarbeit, die durch die Befreiungsbemühungen in der Welt geschaffen werden“ (301).

Für ein Engagement in der Nachfolge Jesu ist in einer solchen Gemeinschaft konsequenterweise kein Platz mehr. Denn: „Im Grunde tendiert jede Argumentation, die Caritas als ‚Handeln in der Nachfolge‘ sieht, zu einem ethischen Imperativ, zu einem ‚Du sollst‘ – und nicht zu einem ‚Du kannst‘“ (302), also wiederum zu einem hierarchisch gesteuerten Versuch, auf Übereinstimmung und Synthese zu drängen.

Wer sich von Kampmann-Grünewalds Buch Anregungen für die Weiterentwicklung der kirchlichen (!) Praxis ehrenamtlichen bzw. freiwilligen Engagements verspricht, wird also mit Enttäuschungen rechnen müssen. So ist etwa von einem (für das Leben der Kirche konstitutiven!) Engagement in den Bereichen der Liturgie und der Glaubensverkündigung erst gar nicht die Rede. Wer allerdings über das nötige Rüstzeug verfügt, sozialwissenschaftliche Argumentationsfiguren auf ihre ekklesiologische Relevanz hin zu befragen, wird in seinem Buch sicher manchen Anstoß zu eigenen Überlegungen finden.

Gereon Alter

Unter uns

Die Nacktheit des Antlitzes unterbricht die Ordnung.

Emanuel Levinas

Was machst du mit der lila Mütze?

Am Dreikönigstag abends. Wieder sind die Gläubigen zum Pontifikalamt in die Kathedrale geströmt. Das Domkapitel erwartet am Hauptportal den Erzbischof, und zwischen Kapitularien und der weißen Mantelwand der Ritter vom Heiligen Grab zu Jerusalem stehen viele Sternsinger. Neben mir ein Grüppchen, dem die erwachsene Begleitperson im Gedränge abhanden gekommen ist. Keiner der Drei Könige ist größer als 1,25 Meter, und zu ihnen gehört noch so ein Däumling zwischen vier und fünf Jahren. Stumm staunen sie die Männer in Violett an. „Du hast aber eine schöne goldene Krone“, sage ich schließlich zu der kleinen Königin. „Das ist kein Gold“, klärt sie mich auf, „das ist nur Goldpapier.“ Aha. Dann zeigt sie auf meine Kapitelskette: „Ist die aus Gold?“ Ich nicke. „Aus purem Gold?“ „Fast“, antworte ich. „Dann bist du aber ein reicher Mann.“ Ich gebe Antonia zu verstehen, inzwischen hat sie mir ihren Namen genannt, dass die goldene Kette dem Dom gehört. „Aber der ist doch gar kein Mensch“, hält sie mir entgegen.

Neben mir steht Prälat Heiner Koch, der Chef aller Pastoralgespräche, er schmunzelt und lässt mich mit der Christenlehre allein hängen.

Also versuche ich der kleinen Majestät klar-

zumachen, dass der Dom das Haus Gottes ist und darin alles schön sein soll. Jetzt greift der König Balthasar ein: „Warum hast du denn eine lila Bommelmütze?“ und zeigt auf mein Birett mit dicker Quaste. Ich kratze meine pädagogischen Fertigkeiten zusammen und erkläre, dass das Ding „Birett“ heißt und die Priester das auf den Kopf setzen, wenn sie zum Altar ziehen. „Aber du weißt doch, dass man in der Kirche keine Mütze anziehen darf“, hält mir Balthasar entgegen. Gott sei Dank kommt in diesem Augenblick der Erzbischof durchs Portal. Ich richte mich wieder auf, denn mit kleinen Kindern muss man in Augenhöhe sprechen, so wie Gott in der Menschwerdung zu uns auf Augenhöhe kam, damit wir keine Angst vor ihm haben. So hat jedenfalls der Kardinal am Morgen in der Predigt gesagt.

Ich bemerke noch, wie die Drei dem Winzling sorgfältig die Hände falten, ganz fest die Handflächen aneinander und die Daumen überkreuzt. Stolz wie ein Prinz zieht er mit den Sternsängern durch den Dom. Die Drei Könige im Himmel können stolz auf ihre irdischen Repräsentanten sein.

Prälat Erich Läufer
in: Kirchenzeitung 2/06, 15